



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.

Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postzuschlag 5 M. 75.

Verleger: Ernst Schöberl in Stuttgart.

**Inhalt:** „Von zarter Hand“, Roman von Johannes Richard zur Megebe (Fortsetzung). — Moderne Erotik: Gedichte von Julianus Trajan. — Franz Blum, Glimmer von Montebello. — Wundersam. — Die Hunnenkinder. — Roman von Gertraud Wranitz-Schiebelbrin (Schluß). — Die Ehe aus der Frauenbewegung, von Richard Walden. — Von Nairo nach Kon-

stantinopel, von Max Habek. — Internationales Spionnage, von einem früheren Staatsmann. — Emile Zola, von E. S. — Zu untern Silber. — Schluß. — Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien in das neu erbaute Mausoleum zu Sofia. — Eminent. — Wädel. — Postmappe. **Abbildungen:** Eleonore Daje und Marion Leubach. —

Der Chetniktrakt, nach dem Gemälde von Max Salkbart. — Monte Carlo, nach dem Gemälde von J. Zboma. — Die fünf Sinne: V. Verfall, nach dem Gemälde von Julius Wam. — Von Nairo nach Konstantinopel, acht Abbildungen von Max Habek. — Emile Zola. — Aus Zeit und Leben: Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien in das neu erbaute Mausoleum zu Sofia.

## Von zarter Hand.

Roman

von Johannes Richard zur Megebe.

II.

**D**u hattest wohl schon Angst, mein liebes Tagebuch, daß du in einer Verlobung dein göttliches Ende nehmen würdest! — Nein, teuflcher Spiegel meiner Gefühle, das Herz ist noch ganz frei!

Ausgerechnet einen Tag mit den Le Forts zusammengewesen. Dann wurde mir die Sache zu dümm. Graf Carén in der Krone — Mister Le Fort im Magazin Hof: das ist eine Verchiebung der Standesbegriffe zu Gunsten der Hochfinanz, die ich nicht länger als vierundzwanzig Stunden aushalten kann. Mögen mir die anglikanisierten Deutsch-Franzosen genossen bleiben!

Auf einmal reizte mich nämlich Monte Carlo, Himmel — Engländer — Schwindbüchtige: das ist's, was man die goldene Riviera nennt. Monte Carlo würde ich für ein Paradies halten, wenn ich gewonnen hätte. So neune ich es für ein Halsabschnidebernest. Arrr... Arrr... jawohl, ich höre noch, wie du herunterstürmst, du alte, lässliche Moullette. Hätte ich dich nie gesehen! Dann würde ich um sechshundert Mark reicher sein. Mein bares Vermögen beträgt jetzt dreitausend Mark, und wir haben Mai. Wenn sich das weiter so hübsch nach unten abrundet, kenne ich einen, der am ersten Juni seinen Sou mehr hat.

Seit einer Woche befinden sich gräßliche Gnaden in Berlin, das sie mit dem Luxustrain über Frankfurt erreicht haben. Ich kann mich an die Schnellzugdummheit und die zweite Klasse nun einmal nicht gewöhnen. Dann will ich lieber gleich ganz unter den Schlitzen: fahre vierte, nachdem man das Händewaschen verlernt hat, oder noch besser, die sagenhafte fünfte, wo man die Beine durchsteden kann und mitlaufen. Das ist Galgenhumor — aber er kommt mir erst beim Schreiben.

Die acht Tage, die mich der „Kaiserhof“ herbergte, waren eitel Frohfinn. Ich fühlte mich doch mal wieder Mensch, als ich am Potsdamer Bahnhof ausstieg. Man drückt das Monocle fester, näsel dem Larameter zu: „Kaiserhof“ — und gondelt, so recht blasfirt in die rechte Droschkenecke

geschmeilt, los. Die fünf Schritte bis zum Hotel ginge man doch hellenbe nicht zu Fuß, obgleich's viel interessanter ist die Leipzigerstraße runter. Am Portal früstet der Portier sofort höchstselbst an den Schlag: „Untertänigster Diener, Herr Graf — das große Balkonzimmer ist gerade heute vormittag frei geworden. Befehlen der Herr Graf sofort ein Bad, oder erst später?“ — Der Mensch, an dem täglich trinktgeldgebend die bunteste Auswahl von Bets humaine vorüberflutet, kennt nach fast einem halben Jahre noch alle meine Eigentümlichkeiten ganz genau.

geht doch nichts über die Standesunterschiede! Das Abendessen nehme ich auf dem Zimmer. Es kostet einige Wärter mehr, und mir Schmidt's scheinlich, wenn ich mittertagsallein in ein ellenlanges Menü hinunterwürgen soll — aber ein Graf Carén ist eben nicht mit der Allgemeinheit, und wenn er dabei verhungern sollte.

Zu guter Letzt wurden der Herr Graf müde. Seine Krautwerkzeuge von der oben Beschäftigung wirklich, seine Vergnügungssucht aber keineswegs. Aber heute sind wir stark. Wir entlassen den Stellvertreter mit einer leichten Bewegung der russischen Zigarette — lassen uns „Gute Nacht“ wünschen. Denn wir wissen ganz genau, was so eine erste verbummelte Berliner Nacht im Rausche des Wiedersehens kosten würde; was vom Sundertmarfchein noch übrig bleibt, ist bestenfalls gerade noch für die Nachtdroschke — und wir müssen sparen.

Ich langweile mich noch ein bißchen im Zimmer rum, packe aus und freue mich über die beginnenden Symptome von Charakter. Dann geh' ich wirklich zu Bett.

Am andern Tage sahste mich un-pöblich der preussische Uniformist. Lächerlich! — Der Diplomatentrakt ist doch neben jedem Gardebataillon noch erklüfter. Ich mache fürs Bezirkskommando Toilette. Reinleibhafte tadellos — der Stegknopf muß etwas klappen, der gerade Stahlsporn kaum hörbar klirren. Die Mode wechselt da von heute bis morgen. Wie ich die Wanka zuknöpfte, freute ich mich über die schlank Taille. Die Tschapka wippt grazios auf einer Stopfe. Trotz des Wandwehrtrenzes am Gardebataillon nicht die Spur von Reserve oder Generalstab — beide haben immer was Gefiges, — sondern sechster Garde-illan vom Scheitel bis zur Sohle! Noch ein bewundernder Blick in den Spiegel, die linke Schnurrbartende etwas höher hinauf, die Säbelscheide etwas lödlicher angefaßt. Ciel-trischer Knopf — „Droschke“ — stramm stehender Portier — Wagenfahrt in den äußersten Osten. Wenn dich alle Welt so hübsch findet, lieber Louis, wie du dich damals fandest, so bist du die männliche Krone der Schöpfung. In dem alten, verräucherten Bezirkskommando I das läbliche Sporentkürren bei der Meldung, ein bürgerlicher Bezirksoffizier, der angesichts der Uniform und des Namens fünf Minuten nicht weiß, wer Vorgefester ist: er oder ich. Kurze



Nach einer photographischen Aufnahme von Max Habek in München.

Eleonore Daje und Marion Leubach.

Ich muß doch recht gedächtnisstärke Trinktelder gegeben haben. Gleichgültig. Angenehm ist's doch, wenn im Vestibül noch so ein Duzend minderwertiger Menschen steht, die der Portier absolut nicht beachtet, solange er mit dem Herrn Grafen spricht, und die das auch ganz in der Ordnung finden. Es

Verbeugung. „Danke gehorsamt.“ — „Bitte gehorsamt.“ Wieder in den Taktmeter geklettert. „Aufseher: Linden. Am Schlosse halten.“ — „Ja wohl, Herr Lieutenant!“ Das hätte sich der gute Mann sparen können. Neutnants giebt's viele, aber nur wenige sind auserwählt zu sechsten Garde-Infanterie und Grafen Garén. Warum ich, ausgerechnet, am Schlosse halten lasse, weiß ich nicht. Majestät haben weder eine Meldung noch einen Immediatvortrag befohlen.

Ah, Berlin ist doch entzückend! So die Linden rüber zu schlendern — alle fünf Minuten reißt ein Infanterist das Gewehr von der Schulter und glöht einen starr an. Kameraden vom bunten Rod kommen; man grüßt sich: Garde und bessere Kavallerie leicht, elegant, man weiß sich unter Standesgenossen — Artillerie höflich, die Herren reiten ja noch — Linieninfanteristen, was nicht gerade Königsgrünader ist, mit geradezu vernichtender Höflichkeit, das markiert am besten den Standesunterschied.

Ich ironisiere mich bei dieser Gelegenheit selbst. Uniform ist Oerfische. Und ein zukünftiger Postcharakter sollte tiefer gehen.

Aber ich bin ja à la suite, und man geht unter die Linden, um zu sehen und gesehen zu werden — nicht um zu studieren. Mittags um zwölf Uhr, wenn die Majonnie auf der Quadriga des Brandenburger Thores blüht, der Springbrunnen des Pariser Platzes den seinen silbernen Wasserlauf bis auf die Trottoirs sprüht und wolkensagene, wohlgeleibete Menschen zu Wagen und zu Pferde unter den frischgrünen Bäumen sich drängen, da ist man eleganter Plafiretete, feder Placé, der jedem hübschen Stinde recht deutlich fragend ins Gesicht blüht, Lalami oder edt? Lalami ist gewöhnlich plästerlicher, denn dann geht man der See nach und orientiert sich, in welche von den Seitenstrahlen sie einbiegt. Zum Moralisieren ist eben die Saison nicht. Alles ist Leben, elegant, hübsche Tänze — selbst der Frühlingsswind, der angenehme Duffte bringt, frischen Blätterhauch, den er den Linden geraubt — seinen Wohlgeruch, den er hübschen Damen entlehnt, — und das kann bemerkbare Parfüm von frischgewaschener und frischangezogener Menschheit.

Bei Jules Bieher instruiert man sich, daß grünliche Soden gerade das Neueste sind — natürlich kauft man; im skarnental de Venise überzeugt man sich, daß französische Watifshenden, lappig und verknüllt, den Kanakler sieren, und daß man gut thut, mit einem langen Halse auf die Welt zu kommen, weil die himmelhohen Strawatten unserer Großväter wieder Mode sind. Man tritt ein, wird begrüßt, bestickt, und wenn es gut geht, zahlt man das Doppelte als wo anders. Bei Schulte beäugt man die Wälder, versucht einer Lackshuhne unter den Notisonnenstirn zu gucken. Gewöhnlich geht sie dann weg. Jeweils aber schießt eine aus halbgeschlossenen, schönen, stahlharten, habhübschen Augen zurück — eine feingehäutete Nase, ein gemeiner Mund: Theater oder Ballet — und die Brillanten im rosafarbenen Ohre nicht von der Hungergange abgepart. Der Sporn klirrt, der Blick hinter dem Monocle wird gläsern. — „Seinge rief mir wehmütige Gefühle wach. Das Glücksrad des Großkollektors mit seiner Unsumme Nieten so behaglich sich drehen zu sehen und zu denken: Wenn du nun ganz genau wüßtest, daß das Schicksal dir den großen Treffer bestimmt hat, müßtest du sofort ein Rollos der „Preußischen“ nehmen.“ Ich begnadigte mich mit einem Steinerer Pferdolos. Der große Coup der Staatslotterie liegt in noch zu nebelhaften Fernen. Wo der Norddeutsche Lloyd die Bewegungen seiner unzähligen Dampfer mit so niedlichen Schiffchen auf einer Meereskarte darstellte, wurde mir schwül. Zum Vergnügen mit gepudert Geldtage nach Madaira oder Indien — sofort bereit! Aber glückseligerweise nach Australien, Australien oder gar dem gelobten Lande der Freiheit und der Pantess, wo unseriner Kellner wird oder Schuft... Ich sah schon im Gesichte einen abgerissenen Mann — früher den besseren Ständen angehörig — mit einer Holzstifte und schief getretenen Abhängen die Leiter zum Zwischendeck hinunterklettern. Graf Garén, weder die schöne Uniform der sechsten Garde-Infanterie, noch die grünseidenen Strümpfe, noch die Strawatte deines Herrn Majoraters schüßen dich vor solcher Möglichteit! Bei J. von Hövel wurde mir wieder wöhlter.

Soll ja auch niedergeborener Kavallerist sein und verhehle den Freiherrentitel auf seinem früheren Ladeuschilde in der Friedrichstraße handhaft. Jetzt ist er der König der Berliner Conffeuure mit einem Riesenschaukelier, das die köstlichsten Bombonieren sieren. Ob sie alle von der wahren Liebe für reizende Bräute und glückliche Frauen liebestrunken erworben werden, oder ob illegitime Gazeröschchen, und etwas lichtfeine Berechnung die größere Rolle spielen? Ich habe mir früher manches Bijou hier fallen lassen, auch die als Bomboniere friffriffrifte Tschapfa meines Regiments. Für meine Tante war der süße Gruß nicht, und sonst besitze ich keine särtlichen Verwandten. Ein jüdischer Bankauer handelte damals neben mir; die hübsche Verkäuferin lächelte mir verflohten zu — einen Trauring sah ich bei ihm nicht, auch nichts Rehnliches.

Natürlich, als ich mich so geistreich in Vermutungen erging, kam gerade ein Bekannter heraus, der thatsächlich verlobt ist. Zweiter Gardeträger, früher mit starker Neigung, behufs Auswanderung verabschiedet zu werden. Wir begruben ihn seinerzeit schon in aller Freundschaft lebendig. Jetzt ist er von einem reichen Schwiegervater wieder aus der Patzche gerissen. Das Mädel soll hünten — und seine Liebe wohl auch.

„Garén, Sie hier — famos!“ Lieh mich auch nicht los, schleppete mich zu stranzler. Da haben wir auf der Veranda eine halbe Stunde über die sieben Nächsten geschändet. Es ist so nett, an der Ecke von Linden und Friedrichstraße die beiden besten Uniformen der Armee von allem Volke bewundern zu lassen. Die liebe Sonne meinte es gut, mit meinen Goldlügen am Kragen besonders gut. Neben uns quollen sirmlich die Menschen, die Droschken, die Fahrradler aus der engen Friedrichstraße. Das wogt und wimmelt und nimmt erst ein anfändiges Tempo an, wenn's in die eleganten Linden einbiegt. An Moral denkt man bei dem Anblicke nicht viel. Das besorgen der reitende Schutzmann und sein Kollege vom Fuchpohl, der natürlich wieder mit einem Notizbuche in der Hand notiert, wieviel Wagen hier in einer Stunde passierten, ohne sich anzufahren oder wegen einer Polizeiwidrigkeit festgestellt zu werden. An dem Marmorstischen neben mir sitzt ein reizendes blondes Wesen mit blauen Augen und teilt ihre Gefühle zwischen einem Sherry Cobbler und unsrer Uniform. Ja, so was zieht an, wie der Aoft das Eisen! Der vier-schörtige katolische Kürassier hat mich trotz schwachen Widerstandes für das „Monopol“ gepreht. Einige Bekannte essen dort um fünf. „Selbstverständlich nicht in Uniform“, bemerkte er mit einem mißbilligenden Blick auf meine Reservemaskerade. Ich zieh' sie doch nicht aus heute, denn wie so was in Zivil endet, weiß man. Ich mache ja alle Dummheiten mit, und weil der deutsche Sekt in den „Amorfälen“ unmeneschlich teuer ist, ärgere ich mich natürlich und trinke französisch, der noch teurer ist. Wir trennten uns. Ich wollte mich zu einem bescheidenen Frühstück ins „Pichor“ begeben. Der Kerl hatte mich mit seinen Erzählungen von niedergeborenen Bekannten und verlobten Glückspilzen ganz schwindelig gemacht. Ich dachte schon an die reiche Schlofferstöchter — aber hochmütig machen einen solche Möglichkeiten erst recht. Das blane Blut bäumt sich auf, es verlangt eben etwas Raffechtes.

Als ich nochmals am Café Bauer vorbeiging, um nach hübschen Durchreisenden zu spähen, sah ich vor einem equifinen Reife-Artikelgeschäfte einen bekannten Mäden. Es war der kleine Neutnant aus Nagas, der schuchtschwooll riesige Gefantenslederoffener anstarrte. Den fleischen Zusammenhang ahnte ich. Bloß sah der kleine hübsche Kerl etwas mitgenommen vom Schicksal aus und hatte so einen wehmütig eingedrückt Fühzut. Schimmerte sein Ellbogen wirklich schon ein Atom, oder machte das nur der Gegenfag zu meiner eignen nagelnenen Uniform? Ich wollte schein umkehren. Es ist ein netter, anfändiger Kerl. Aber was thut er hier in Berlin? — Und feinesgleichen bin ich eben doch noch nicht. Das kam mir aber wieder so feige vor. Ganz Uniformarr bin ich noch nicht.

Als ich näher schlenderte, schielte er zu mir hinüber. Erkennt hat er mich doch. Es war so was Unschönes, Coniertes in dem halben Blicke, der

beinahe was Verprügeltes hatte. Der Blick sagte ganz deutlich: Du wirst mich wohl nicht wieder erkennen wollen, weil ich wirklich jetzt unter dem Schlitzen bin. Ich will dich auch nicht dazu zwingen!

„Guten Tag, Herr von Jaromir!“

Er zuckte ordentlich zusammen.

„Guten Tag, Herr Graf. Schon von der Mibiera zurück?“

Da waren wir eigentlich am Ende unsrer Gesprächs. Er druckte — und ich druckte. Es giebt so Situationen, wo das nächste Wort sicher eine Dummheit ist. In diesem Fall war ich so frei. „Sien Sie mit im Monopol?“ — Auf einmal war er ganz rot geworden und stotterte etwas von einer Verabredung. Und da es ja bei uns Verpflichtung ist, eine Aufforderung fünfzigmal zu wiederholen, damit man nur ja nicht an der Aufrichtigkeit zweifelt, so that ich's denn auch und zuletzt ganz warm, obgleich das große Unwahrheit war.

Er wurde immer unruhiger. — Endlich plagte er mit der Wahrheit heraus: „Ich habe kein Geld!“ Darauf die bekannte erhabene Handbewegung von mir, die ungefähr andeuten soll: Wie viel Tausend wünschen Sie zu haben? — Sie brauchen nur zu sagen. Er verlangte aber nicht das, wie ich anfangs beschränkte, sondern die schwarzen, lebhaften Augen in die Gefantensoffener geböhrt, sagte er leise und nervös: „Ich will kein Geld. Denn wenn Sie mir jetzt einen Thaler geben würden, so könnte ich Ihnen keinen Zeitpunkt angeben, wann ich Ihnen den je zurückgäbe.“

Es war ein peinliches Gespräch, und mein neuer Lackshuh hobnte verzweifelt. Aber wir haben nicht umsonst unsre gutmütigen braunen Augen. Wir waren selbst bodenlos leichtsinnig — also räumen wir andern das gleiche Recht ein. Der kleine verbitterte Kerl mochte das auch fühlen, und endlich schlug ich ihn breit, schleppete ihn in eine Pichor-ede. Da gehand er mir: daß er seit zwei Tagen fast nichts gegessen habe und Pleisches- und Wädelanden umschliche wie ein Raubtier. Armes Luder! Er lag nicht. Das sah ich, wie er sich auf das Pleis-beefsteak stürzte. Es giebt wirklich noch Kontraste. Meine glänzende Uniform und sein Plebejerlunger... Dabei gefiel mir diese Ehrlichkeit, die selbst in dem Pichorlunger lag. War der kleine Kerl nicht aus besserem Stoffe, als ich, der Wohlthätigkeitswallungen heuchelte und vom Kain nur wenige Piefbelängen entfernter war, als er. Das gewisse Gleichheitsgefühl mag mich wohl noch bestimmt haben, ihn doch ins „Monopol“ zu schleppen.

Wie die Gesellschaft war? — Selbstverständlich reizend! Alles vornehm, reich — mit einer Ehre, so blendend weiß, wie das Plastron. Die eine Hälfte vom Kammitz mit dem verbrannten Nacken und der weichen Sitru, die andre Negierung und embryonische Volkshafter, fode, etwas miße — auch ein paar scharfäugige Streber darunter. Feutzutage kommt man damit weit! — Dieser Speisefaal mit den kleinen, glänzend gedeckten Tischen, den Blumenarrangements, den lautlosen Kellnern ist elegant, aber nicht exklusiv. Wir hatten eine gemüthliche Ecke erwischt. Der eiskalte Sekt verlic in ganz diskreten kleinen Bläschen die beschlagene Kelle empore, der Lachs leuchtete in hellem Rosa, und die Kapelle draußen spielte die melodisch-pifante Mazurka „La Garzine“. Die Offiziere essen mit Appetit — sie haben ihn vom Tempelhofer Felde mitgebracht — die Streber würgen mit Fiebewußtheit; bis zum maßhaltigen Vochschafter ist's weit, und da braucht man Kräfte. Die Blasierten hochern, schieben die Teller resigniert zurück: direkte Abneigung gegen den Froh. Natürlich giebt der Schlaf bis zwei Uhr nachmittags keinen Volkshunger. Ich selbst habe mich im „Pichor“ delectiert und bin mäßig. Mir macht das Leben Spoh: die Menschen, die langsam Saal und Tisch füllen — alte Rummelgretze, hübsche kleine Mädchen. Man sieht vor Langeweile ganz blöde alte Augen, in Lebensluft blühende junge; um den feinen Kelch mit funkelnden Burgunder liegt zuweilen eine reizende Mädchenhand geschloffen, zuweilen ist's eine fleidliche, juwelenbedeckte, die bedächtlich nach dem Skonpott langt; wenn der alte Kerl am Tische nebenan seine haarige Brande auf das weiße Tafeltuch legt und die edigen Finger Reitermärsche spielen, muß ich mich immer wegdröhen. Es ist Leben, es ist Farbe in diesem Bilde, über

das elektrische Licht seinen blauen, kalten Nebelglanz glebt. Doch ist's langweilig. Zu guter Letzt sind alle die Gesichter dreifach — die Heiligkeit der table d'hôte meistert auch die leichtfertigen Franzosen und den grimmigsten Messerhelden. Da ist mir mein kleiner Jaromir lieber. Der hat noch immer Hunger und freut sich am Menü.

In diesem Stil esse ich nun seit acht Jahren jeden Tag. Das Schicksal, das mich in allen Hauptstädten Europas 'rumwarf, gab mir fast immer dasselbe Bild, dieselben Gespräche. Meine Bekannten hier habe ich ein Jahr nicht gesehen. Dennoch ist wieder der neue Kommandeur ein infamer Schiltaneur, der Rittmeister ein trauriger Gentleman. Die Streber schweigen und sehen sich argwöhnlich an, ob auch niemand gehört hat, daß der Ministerialdirektor besser hätte Schulter werden sollen. Und die Blässerten dehnen sich: Lohnt doch die ewige Schimpferei, Kinder! Wir wollen was Verständiges reden.' Das Verständige ist der Wintergarten, die Amoralie, und ob es auch noch Dumme giebt, die auf die herkömmliche spanische Tänzerin reinfallen. Merkwürdig! Es sind sicher kluge und gute Menschen unter uns — und ich selbst bin gar nicht dumm — aber diese „beste Gesellschaft“ schlief einen ab, wie der Bach den Kiesel. Wir unterhalten uns wie die Raufische, die Rabetten — und wenn's lustig wird, handelt es sich um Geschichten, die schmutziger sind, als mit unsrer labellos weichen Wäsche vereinbar. Ich weiß das alles, ich langweile mich vielleicht; ich habe die tollsten Leichtsinnsprüche wahrscheinlich nur gemacht, weil mich der Stumpfsinn erküßte — dennoch sagt mir der Gedanke, endgültig aus dieser Art Leben zu scheiden, einen Schauer über den Leib. Ist's Schwäche, Gewöhnung, falsche Scham? Oder das Schlimmere — daß ich bereits ganz Oberflächle, Maske geworden bin und mir davor graut, bei der Demaskierung vielleicht ein Nichts unter der Tschopfa hier, der bloßen Brustbrattee zu finden?

Nein um Gottes willen — nur nicht das Nichts! — Ich bin auf dem besten Wege dazu. Wir kamen nämlich auf die menschenfreundliche Beschäftigung, lebendige Tote zu begraben. Es giebt ihrer so viele bei der Garde und bei uns alljährlich. Und wenn wir einen guten Freund hatten bei Lebzeiten, das heißt, als er noch nicht auf der Klippe der Schulden oder des schlichten Abschiedes stand — wir verlesen ihn jetzt ohne Wimperzucken in die kühle Gruft gesellschaftlichen Vergessens. Thun wir das, weil wir sämtlich im Glashaufe sitzen und das Steinwerfen angenehme Pflicht wird, oder ist es der erbarmungslose, aber richtige Instinkt, der die Gesellschaft rein halten will von allem Faulen, coüte quo coüte? Ich begrabe fleißig mit. Dabei sehe ich ganz deutlich dieselbe Gesellschaft ein Jahr später vor mir, wie sie auch einen der Wrigen einsetzt — einen Grafen Carén. Die lebenswürdigen Gesichter, die sie mir heute alle gähnen, täuschen mich nicht.

Und weiß der Teufel, wie: auf einmal schwirrt der Name Jaromir über die Setztische. Der kleine Leutnant zuckt zusammen und wird blaurot. Der vierjährige Kürassier, der das Wort gesprochen, begriff sofort den Mißrath, erhebt das Glas zu dem Kleinen: „Proßt, Herr Kamerad! Verzeihung... Aber jede alte Familie hat natürlich ihre rüchigen Schote.“ Wir sehen uns alle etwas verwundert an.

Aber Jaromir schüttelt energisch den Kopf und sagt hastig: „Bitte, sprechen Sie nur ruhig weiter, Herr von Tektorf!“

Wir ist noch jedes Wort erinnerlich. Tektorf räupert sich noch einmal verlegenheitshalber. „Dieser Jaromir ist nämlich ein ganz böser Bräuder. Ein Vetter von mir — Sie wissen ja, der wegen der ungarischen Soubrette, die sich erhoch, unauffällig in den Oesen verlegt wurde — erzählte mir. Einfach toll! — stemmen Sie Ihren berühmten Namensvetter?“

Jaromir nickte. „Sehr genau.“

Vater tot; war General der Infanterie — nicht wahr?“ Wenn er auf die Infanterie kommt, kriegt Tektorf immer das Räfel.

„Jawohl. Hatte das XXI. Corps. Vor sechs Jahren gestorben.“

„Nun — der Sohn von dem, der übrigens nicht einen roten Dreier Vermögen besitzt, hat's fertig gebracht, fünf Jahre lang Gott und alle Welt haarsträubend anzupumpen und zum Schluß die Menschheit mit nicht eingelösten Ehrenschneiden sonder Zahl

zu beglücken. Sie müssen mir zugeben, Herr Kamerad...“

Dem Kleinen zitterten meiner Ansicht nach ganz unnötig die Hände, und er erwiderte sehr höflich: „Das ist Wort für Wort wahr — bis auf die Ehrenschneide. Das war aber nur einer, weil ein Kamerad von der Kavallerie seine Ehrenschulden an Jaromir vierundzwanzig Stunden zu spät beglich.“

Da nimmt Tektorf das Monocle 'runter, um den Kleinen genauer sehen zu können. „Sie sind ja fabelhaft unterrichtet, Herr von Jaromir.“ Ich finde das zu meinem Bedauern auch. „Ist's vielleicht ein naher Verwandter?“

Und der Kleine fummert sich um den etwas nachlässigen Ton gar nicht, sondern erwidert: „Aberdings — denn ich selbst bin dieser Jaromir, meine Herren!“ Eigentlich that er mir leid, wie er so tapfer alles eingekleidet, obgleich an seinem Körper jede Faser vor Aufregung bebte. Der Ellbogen war wirklich etwas blank, wie ich jetzt sah. Ich hätte nun das beruhigende Wort sprechen können, das so etwas lebenswürdig abthut, wie jeden unwissenschaftlichen gesellschaftlichen faux pas. Ich war feige, ich that's nicht. Ich ließ den Kleinen ruhig weiterreden. Und er gehört wirklich nicht zu den Menschen, die sich hinter die Soufflets verziehen, sobald der Vorhang zerrissen ist. Ob's freilich viel Sinn hatte, uns das zu erzählen: Im Kadettencorps erzogen, dann 'raus als Offizier in die Armee ohne eine Idee von Finanzwirtschaft und ohne Geld. „Sehen Sie, meine Herren, als ich die ersten hundert Thaler von einem Onkel zur Equipierung erhielt, da dachte ich, so viel Geld könnte überhaupt nicht alle werden! Aber es wurde alle, und ich machte Schulden — und ich machte sie so lange, bis mir das Messer an der Kehle sah, bis mich ein Buhcherer zu dem Ehrenschneide zwang, weil er doch etwas aus mir herauszupressen hoffte. Gut — ich habe ihn verfallen lassen. Es war bodenlosel Leichtsinn, bitterste Not — und daß mir ein Kamerad sein Wort brach! Im übrigen, meine Herren, keine Angst: Ich bin nicht mit schändlichem Abschied aus der Armee entlassen, ich führe zu recht den Titel „Offizier a. D.“ Das Ehrengericht, das später über mich tagte, fand keine Veranlassung, ihn mir zu nehmen. Aber ich verstehe sehr wohl, daß es Ihnen peinlich ist, gerade diesen Leutnant a. D. hier unter sich zu haben. Er ist auch nicht freiwillig gekommen. Graf Carén hier, dem ich meine derangirten Verhältnisse nicht einen Augenblick verschwiegen habe, hat mich fast zwangsweise mitgenommen — aus Güte und eben wohl deshalb, weil er mich für durchaus anständig hielt.“ Ich versuchte, dem Kleinen zu unterbrechen, der zuletzt so laut sprach, daß die Nebentische aufmerksam wurden. Aber den halten! Er fuhr verbißsen fort: „Ich bin hier in Berlin, um mir einen Beruf zu suchen, zu arbeiten, melirweegen bei der Straßentreinigung — und, so Gott es will, jeden Pfennig meiner Schulden einst zurückzubehalten. Das ist mein ehrlicher Wunsch. Sie mögen lachen. Aber ich fühle mich in diesem Gedanken so gut Edelmann und Offizier wie je.“

„Merkwürdige Geschichte! Wie kann man eigentlich so weit kommen?“

Dem kleinen Leutnant schwoll die dicke Zornader auf der blauen, schweißbedeckten Stirn, und er suchte mit flimmernden Augen nach einem Worte. Ich ließ ihn nicht dazu kommen. Die blecherne Stimme, die das „Merkwürdig“ gesagt hatte, riß mich aus dem Banne der Feigheit. Ich legte dem Kleinen beruhigend die Hand auf die Schulter: „Nuhig Blut, Jaromir!... Und wir, meine Herren, sollten uns daran ein Beispiel nehmen. Ich weiß nicht, ob einer von uns so tapfer sein würde, wenn er unter dem Schlitte ist.“ Der Kürassier schielte, und einer gähnte. Aber wenn wir einmal fünf Minuten lang innerlich Graf Carén sind, dann sind wir's auch ganz — und ich erparte meinen Freunden nichts. Was ich ihnen da von schiefer Ebene sagte, auf der wir alle bereits recht munter herumgerückt wären, das hatten sie noch nicht gehört. Schluck nur feste — du auch, Kürassier! Wo wärst du, wenn deine hinfende Braut nicht partout Frau Baronin hätte werden wollen? Aber am giftigsten war ich doch auf den Kerl mit der blechernen Stimme. Das heißt „Graf Serner“, ist reich, thut nichts. Und ich sah ihm sehr scharf in das leere Gesicht, dem auch die Bo-

russenters und das Monocle irgend etwas Aristokratisches nicht zu geben vermochten. Aristokratisches? bah! — Und dabei ist's vielleicht ein Topus unsrer Klasse, der in mittelmäßigen Mäßigkeiten untergehende Abel, der seine starken Positionen, seine großen Sünden kennt, weil ihm das Blut zu dünn, zu alt geworden ist — der sein Schicksal haben kann, weil er keines verdient. Das ist das Nichts, vor dem mir graut... Jawohl du, mein Jungchen! Und ich hab's ihm unter die Nase gerieben: „Sie nehme ich von der Philippita aus, Serner. Sie können ja nie so weit kommen, weil Sie ein viel zu großer Musikerhabe sind. Sie reizen ja weder die Karren, noch der Wein, noch die Weiber — Sie verbrauchen nicht einmal Ihre Nevennen. Sie können gar nicht unter den Schlitten kommen, weil Sie nie drauf gewesen sind.“

„Aber erlauben Sie mal, Carén!“

Und ich verklärte ihm darauf so stark meine Hochachtung, daß alles zu lachen anfing und einige meinten: „Vassen Sie unter frühreifes Starcken doch zufrieden.“ Das that ich denn auch. Darauf wurden starke Schnapide zum Freundschaftsbegehr. Jaromir erhielt eine offizielle Ehrenerklärung von dem Kürassier, der mit ihm anstieß und über eine gemeine Buhchererbande knurrte, die anständigen Leute partout den Hals abschneiden möchte. Er hatte die Bitte von mir recht hübsch verstanden. Auch über seinen Letter schimpfte er, der ein gefährliches Vöstermaul hätte. Serner war durchaus zufrieden. Ich wußte nicht, wann solche Serners nicht zufrieden wären! Die Stimmung wurde darauf sehr lustig, und man versuchte, meinem Kleinen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Dessenungeachtet hat er sofort nach dem Kaffee, sich verabshieden zu dürfen.

Ich gehe mit — gerne nicht! Denn ich sehe schon die zusammengetriebenen Klöpfe, höre das stöhnliche Bedauern: „Also der Carén wäre nun glücklich auch unterm Schlitten“...

Trauben drückte mir der Kleine stumm die Hand. Ich habe doch wahrhaftig nichts für ihn gethan. Aber er gehört wohl zu den Menschen, die an irgend jemand ihr Herz hängen müssen.

Während wir die Friedrichstraße entlang schlendern in der köstlichen Galkbäumernung eines Frühlingsabends — die Räbels sehen so frisch aus, und der Weltthatelärm regt die Nerven an — mußte er natürlich weiterbetreiben, sich entschuldigen. Er würde nie gekommen sein, wenn er diese Gesellschaft geahnt hätte... „Ich fühle mich moralisch schmutzig, Herr Graf. Und dabei bin ich so unanfälligbar leichtsinnig wie ein Junge. Warum mußte ich eigentlich mit meinem letzten Gelde den Te fort's nachreisen? Ja, ich bin wahnsinnig verliebt — aber 's ist doch eine so völlig aussehlosel Sade! Nichts haben, nichts gelernt haben, als Bekruten drücken und eine Winterarbeit abfahren — und dazu solch vage Hoffnungen! Ein Bengel, der nach America durchbrennt, um Inbannet zu werden, ist ja noch ein Realist gegen mich. Als Sie fort waren, da merkte ich's erst — Sie waren die Attraktion, Herr Graf. Man warf mich einen Tag später einfach über Bord. Ich kam nach dem ‚Hotel Nagaz‘, und die Gnädige behandelte mich mit so kühler Nichtachtung, daß ich ein Handlungsreisender hätte sein müssen, um noch einmal zu kommen. Sie wollten mich nicht, sie sehen durch, was ich bin. Und ich kam doch von dem Mädel nicht lassen — ich kam nicht!... Sehen Sie, ich bin seit vierzehn Tagen so armfelig bran, daß meine ganze Tagesmahlzeit in einem Teller Suppe für fünfzehn Pfennig in der Akademischen Bierhalle besteht und einem ganzen Korbe Weißbrot, das ich dazu verfrühle, weil es nichts kostet. Man hat mir überall die Thür geöffnet, zuletzt angeboten, ob ich nicht in der Anstellung die Eintrittskarten knipsen wollte. Jetzt bin ich so weit, daß ich's thun werde. Und denken Sie, bei dem allem bin ich nicht einmal unglücklich. Ich sehe mich abends in meine elende Bude und hole eine verdorrnete Alpenblume vor, die ich ‚ibr im Scherz im Taminathal raubte. Und wenn ich die Blume sehe, das verdorrnete Ding küsse, da kommt's mir wie ein Amulett vor, da macht meine Phantastie so blödsinnige Sprünge, und ich glaube ganz feil, daß ich das Mädel noch einmal sehen werde... Und wer weiß nicht, was noch alles.“

Der reine Thor! Bei aller Abgelaptheit berühren mich noch immer solche Sachen. Ich verstehe



Der Ehekontrakt.

Nach dem Gemälde von Max Volkhart.



Der Monte Crifallo. Nach dem Gemälde von J. Thoma.

Helbingers-Verlag des J. H. Hof in Wien.

weder diese Ehrlichkeit noch diesen Glauben ans Glück, den Verleichte aus einer Herbariumblume fangen können. Dann nach fünf Minuten fand ich die Geschichte wieder so abgeschrieben — ich stiehe zu meinen hohen, fahlen Regionen, wo man erst das Herz fragt, wenn man sich im Gothaischen Almanach orientiert hat und beim Banquier des Herrn Schwiegeraters. Ein Appell an meine Börse war übrigens die ganze Titanei des Kleinen nicht. Ich bot ihm natürlich Geld, halb aus Gewohnheit — ich gebe jedem Bettler etwas — halb aus wirklichem Mitleid. Der kleine Kerl aber focht mit Händen und Füßen dagegen. Er wolle keine Almosen, er wolle arbeiten. Weiß der Student — wenn's unter-einem schlecht geht, wird auch der Beste sofort Revolutionär, Marxist und proklamiert das große Recht auf Arbeit. Die Straßengelehrer schleifen gerade neben uns ihre Gummibesen über den Asphalt. Jaromir, wenn du erst in dem großen Arbeiterbataillon bist — dann bist du für uns alle tödler als tot. Dabei empfand ich eine großmütige Regung: Dahn darfst du's nicht kommen lassen, Graf Carén! Solange du es verhindern kannst, soll kein Edelmann ganz unter die Hunde kommen. Ich werde ihm morgen anonym dreihundert Mark schicken. — Generös gedacht, nicht wahr? Nein, lieber Louis, das ist gutmütige Schwäche!

Und schwach sind wir, bodenlos schwach!

Warum ging ich eigentlich noch einmal zurück in die „Monopol“-Gesellschaft — und nicht mal geraden Weges, wie ein Mensch, der weiß, was er will, sondern hinsturmt auf Umwegen, mit Stiebenbleiben an Schaufenstern, langweiligen Kaffonemens und einem gelinden Grauen vor meinem öden Hotelzimmer. Es war nicht wie in den Geschichten, wo es heißt: „Wie er an die Stelle gelangte, wußte er nicht“ — ich wußte es ganz genau. Und endlich stand ich wieder am Friedrichstraßenbahnhof, die Fernzüge dominierten über die Heberführung, die Trochiten unten rasselten, und der reitende Schuhmann hielt starr und stumm wie ein Marmorbild. Drei Schritte davon ist das „Monopol“. Der Portier bedekte, das Mädchen in der Garderobe kniffte: „Nawohl, Herr Graf, die Herren sind noch da.“ Natürlich mit Hals und roten Köpfen empfangen. Aec, unterm Schlitzen sind wir doch noch nicht!

„Die Tugend siegt!“

„Gott sei Dank, allein!“

„Brav gemacht, Carén!“

Sie waren doch alle noch meine guten Freunde. In drei Stunden bin ich wieder Graf, Attaché, Vizeur, Mittelmaß mitten in der Gesellschaft, die ich so herzlich zu verachten vorgab. Es lebe die Feigheit! Ich habe mich wegen Jaromirs entschuldigt: „Hatte ja keine Ahnung, Kinder!“ ich habe ihn ganz gemüßlich fallen lassen: „Verleht' das Ehrengericht auch nicht;“ ich habe ihn sogar lächerlich gemacht mit seinen schimmernden Ellbogen und seiner unglücklichen Liebe. War ich betrunken? Die Kameraden behaupteten, das sei erst viel später gekommen...

Ich sehe ein elegantes chambre séparé mit Rokotomöbeln, Clairbleu und starkem Patchouli. Auf dem herabgezogenen Tischchen halbleere Sektflasche, rubinroter Burgunder, verirrte Traubenrosinen, Konfekt, eine angepöbelte Pfeife in achlos hingestretter Zigarettenasche. Und durch den blauen Importenqualm, der das Glühlicht wie ein Schleier umzieht und als Londoner Nebel in den gestickten Gardinen hängt, unterscheide ich gerödete Gesichter, blanke und verschwommene Augen. Ich höre wiederndes Gelächter, mattes Niseln — ein Diamant im Frackhals leuchtet. Auf dem Hautteil dehnt sich ein grazioses Gesicht mit Spizen und gepudertem Halse, der schlante Ballettschuh wippt; die blauen Augen hart, das helle Lachen leer. Es ist die Kleine von Stranzler — sie ist unsre Göttin und der Sekt unser Opfer. Ich höre mich mitlachen, mitnischen, als sie mir zuruft: „Herr Graf, sehen Sie doch nicht so stier — reichen Sie mir lieber noch 'ne Dimitrino 'raiber!“ Und ich fühle, wie die leichten Nebel des Sektens weichen, als sie Serner mit dem Fächer schlägt: „Nu hör mal aber auf mit deiner Amerikanerin! Ist sie etwa so hübsch wie ich? Nicht täuschen!“

Und Serner, dem die Junge schon etwas schwer, nicht würdevoll: „Aber ganz gewiß, Kind! Sie ist eine Beauté, sie ist reich — ich würde sie heiraten...“

„Bah! Die? Die will doch 'n Mann!...“ Das ist die Ballettfee.

„Von wem spricht ihr eigentlich?“ ... Das bin ich.

„Von Asta Le Fort — kenne sie aus dem ‚Bristol‘ — deren Blut ich zu veredeln gedanke.“

Warum bin ich mit einem Schläge spohnisch-tern? Ich liebe das Mädchen nicht! Aber die grünäugige Asta zusammen mit dem Burischen? Das hiesse Kollaterale vermanischen... Natürlich ist das alles bloß Renommance von dem! Sie ist ja auch nicht hier... Im übrigen bin ich zu weich, zu hochmütig, um mich nach diesen Le Forts zu erkundigen. Wenn er nicht lügt, wenn sie ihn wirklich nehmen würde — mag sie! Da hat mich eben mal der königliche Nacken belogen.

Aber die Orgie ist mir ekelhaft. Ich gebe... Diesmal langt, was vom Hundertmarkschein übrig blieb, nicht zur Nachdenklichkeit.

Wie sagte doch der Kleine? „Ich fühle mich moralisch schamhaft.“ Nun, Graf Carén fühlt sich sogar verächtlich.

Der Erfolg dieses Augenjammers war, daß ich Jaromir wirklich die dreihundert Mark schickte. Der wird Augen machen! — Aber wenn er nun den Geber trotz des fingierten Namens errät, mich hier im Katterhof aufsucht? Der Reichsgraf — der demüthige Portier — und der schimmernde Kermel... Wenn du mir recht dankbar sein willst, Jaromir — so sieh mich nie wieder!... Ich möchte überhaupt keine Erinnerung mehr an die Kagazer Vergangenheit, auch nicht an die Le Forts. Das Mittagessen im „Monopol“ werde ich aufgeben. Ich habe eine Abneigung gegen diesen Serner, wie ein warmblütiges Tier gegen ein Reptil, zum Beispiel gegen eine Kröte. — Weil er es einmal gewagt hat, den Namen der grünäugigen Asta in den Mund zu nehmen? Oder ist's wegen der bloßen Bemerkung damals bei Tisch? — Ich bin nicht eifersüchtig, und an Jaromirs Freundschaft liegt mir weniger als nichts. Es ist Jutinkt.

Es ist die namenlose Angst vor dem Nichts, das der ausgemergelte Purfische mit seinem ewigen Schwarz und seinem ewigen Lackstich für mich darstellt. Hat die Aristokratie überhaupt noch ein Recht, die diese verdorrte Frucht nicht einmal von ihrem Baume zu schütteln vermag? — Ich sage: Nein! Es sind doch nicht die vierundzwanzig unverfälschten Ähren, die den Stammbaum machen; es ist das gute alte Blut, das unverwässert, ungechwächt in uns dauern soll, wenn der Adel überhaupt einen Sinn hat.

Die drei Dolche in meinem Wappen haben eine düstere Geschichte von Raub und Mord und großartiger Treulosigkeit — sie sind eine schlechte Empfehlung für den Himmel, obgleich sie auf allen Grufplatten unseres früheren Erbgräbnisses eingemeißelt sind. Die Caréns, die als erbarmungslose Regalagerer auf ihren Moselburgen saßen, hatten seltsame Vorstellungen von der himmlischen Gerechtigkeit — die Caréns, die als lungenrunde Wölfe in den kaiserlichen Regimentern des dreißigjährigen Krieges mitritten, bereiteten sich mit scheußlichen Unthaten auf die Ewigkeit vor — die Caréns, die bei Prag um die zerfetzte Standarte ihres Regiments erschlagen wurden, starben nicht für Gott und Vaterland, sondern für ihren König. Sie hatten wohl alle große Taster und kleine Tugenden — aber sie hatten die Kraft des alten Blutes: sie hatten ein Schicksal. Und der Letzte des Geschlechtes soll enden ohne Geschick, weil das alte Blut feins mehr verträgt? — Ich will ein Schicksal!... Nur kein Serner!...

Solche Wallungen nennt man gemeinhin aufsteigende Dipe. Mehr ist's auch bei mir kaum, denn ich finde sehr schnell wieder die Kraft, ins „Monopol“ zu gehen und Serner zu sehen. Er sperrt jetzt die runden Nogatangen so träumerisch auf — wahrscheinlich aus Liebe. Sein Glück interessiert mich nicht, ebensowenig wie das von Asta Le Fort. Dennoch habe ich eine starke Neigung, ihn zu prügeln...

Werkwürdig, daß ich die Marotte dieser Auf-

zeichnungen immer noch beibehalte. Es ist mir jetzt fast ein Bedürfnis, mich von Zeit zu Zeit zu sezieren und dabei das Erlebte an mir vorüberzwehen zu sehen. Ich erlebe nämlich schießend alles noch einmal, sehr konzentriert, schärfer untriften das Gesehene. Dieses Tagebuch kommt mir vor wie mein Gewissen. — Und dann hat's einen großen Reiz, so den Roman seines eignen Lebens zu schreiben, Kapitel für Kapitel mit der Spannung, als wenn man einen fremden liest. Wie werde ich enden? Ich bin wirklich neugierig. Wahrscheinlich werde ich das Nennen bald aufgeben, weil's überhaupt kein Nennen ist. Manchmal ist's mir, als wenn ich, ohne es zu wissen, das Material zu einem ganz großen Romane zusammentrüge... Aber Asta Le Fort wird darin kaum eine Rolle spielen.

(Fortsetzung folgt.)

## Moderne Lyrik.

### Note Wangen.

Was machst du für ein saner Gesicht,  
Du Vatersfrau vor der Chaire?  
Dich deckt doch solch ein Kummer nicht,  
Daß die zu Klagen gebühre.  
Hast doch, was eine nur haben kann,  
Und sollstest nicht mehr verlangen:  
Du hast dein Haus, hast deinen Mann  
Und Kinder mit roten Wangen.  
Bist zwar nicht reich, hast doch genug,  
Kannst ruhig, was kommt, erwarten.  
Noch immer gelangt hat's, was die trug  
Das Ackerfeld und der Garten.  
Auch fünfzig lang's, es braucht vor Not,  
Vor Mangel die nicht zu bangen.  
Hast deine Arbeit und dein Brot  
Und Kinder mit roten Wangen.

Es giebt doch in des Tages Lauf  
Nicht Arbeit allein und Mühen,  
Es springen auch dir doch Rosen auf,  
Die nirgend sie schöner blühen.  
Du siehst dich selber durch Gottes Hand  
In Kraft und Gesundheit prangen,  
Und hast auf der Seele keine Schuld  
Und Kinder mit roten Wangen.

Johannes Erosjan.

### Qualen der Liebe.

Wie ein Füller zwischen Rosen,  
Die in gleicher Schönheit prangen,  
Schwankt mein Herz im rahelosen,  
Aber seligen Verlangen.

Dem zwei engelsheden Schwefern  
Ward es gleich geteilt zur Veste;  
Liebt' ich noch die eine gertern,  
Liebt' ich nun die andre heute.

Wie ich auch mit scharfer Sonde  
Prüfte diese Liebeslaune,  
Nicht ergötzt' ich, ob die Blonde  
Mehr mich seßelt, ob die Braune.

Kockt mich hier der Augen Dunkel,  
Winnt mir dort die sanfte Bläue;  
Reizt mich hier des Geists Gefankel,  
Nähert mich Güte dort und Treue.

Ich, wie soll ich noch entscheiden  
Dieses schmerzliche Weizen?  
Es muß eine von den beiden  
Sich in schlechtem Lichte zeigen!

Frans Blume.

### Am Ziel.

Die Nacht hat längst zur Erde sich geneigt,  
Der Regen sprüht, und dicke Nebel wallen.  
Der Weg wird schlecht, mit Wurzeln dicht verzweigt,  
Nur meines Pferdes Hufschlag hör' ich schallen.

Die feuchten Zweige peitschen mein Gesicht,  
Und pfadlos starrt mir Waldesnacht entgegen.  
Wo ich auch reite — nirgends blinkt ein Licht,  
Schon ist die Erde aufgeweicht vom Regen.

Verritten — wer zeigt mir den Heimatsweg?  
Mein trantes Ross, du sollst ihn selber faden!  
Es wiehert auf und tragt auf schmalen Steden,  
Und pösiglich schick's vor einem Hain von Buchen.

Ist das mein Ziel? Dem Pferde spring' ich ab  
Und schreite langsam vor mit lesem Takt:  
Ein morsches Kreuz — ein eigenhüchtes Grab —  
Am Ziel, mein Ross, hier muß ich einstens rasten.

Edmar v. Montenberg-Mündschau.

# Die Sangersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Schluß.)

Die Tage der Trennung rückten immer näher. Kläre konnte nicht ohne laute Klage an den Abschied denken. Sie hatte sich wieder so fest an ihre Schwester angegeschlossen. Wie es nun diese stand, war ihr nicht verborgen geblieben. Und seitdem war das lustige Kind von einer rührenden und schönen Rücksicht.

Eines Tages in der Dämmerstunde, als beide zusammen auf Lottes kleinem Sofa hockten und allerlei Intimités und Wärme zum Aussprache dränge, fiel Kläre der jungen Frau plötzlich um den Hals, und das zarte Thema wurde flüsternd berührt.

„Siehst du,“ sagte Lotte, „mir ist's, als finge ich ein ganz neues, reineres, besseres Leben an — mit meinem Kinde.“

Kläre schweig. „Weißt du, Lotte,“ sagte sie endlich, „und früher fandst du's schrecklich, daß man die Babies nicht einfach von den Säugern schüteln kann.“

„Ach, als Mädchen, was weiß man da? Da ist man ein Neutrum, nicht Fisch, nicht Fleisch. Aber du glaubst nicht, Kläre, wie man sich ändert, wenn man . . . wenn das so vor einem liegt!“

„Und jetzt findest du gar nichts mehr dabei? Zum Beispiel auch, wenn einem — Mädchen so was passiert?“

„Es kann schlecht sein, wenn es im Leichtsinne geschieht. Aber wenn die rechte, echte Liebe dabei ist, ist's immer etwas Heiliges.“

„Aber Lotte!“ Kläre schlug die Hände zusammen.

„Ich weiß das jetzt, Kläre. Ach, wenn man alles, über das man schilt, selber erlebt hätte, man würde milder urteilen. Und deshalb wird kein Mann begreifen, wie hoch eine Mutter' liebt.“

„Es giebt auch schlechte, verworfene, Lotte.“

„Ich glaube, Kläre, die meisten werden erst schlecht durch unsere Berachtung. Ist's denn gerecht, ist's denn menschlich, sie so zu strafen für etwas, das an sich keine Sünde ist, ja bei andern als höchste Ehre, Stolz und Glück gilt?“

„Gott, Lotte, wie du jetzt redest! Und früher . . . ich weiß noch, wie schwer dir's geworden ist, dich darüber wegzusetzen.“

„Kinde,“ sagte Lotte mit tiefem, eindringlichem Ernst, „vergiß nicht: ich bin eine Frau geworden. Mir ist ein Herz gewachsen für mein Geschlecht. Und darum kann ich nicht einmal die Frau, um die ich so viel gelitten habe, hassen und verachten. Ja — und Lotte beugte sich dicht an Kläres Ohr — „manchmal ist mir's, als hätte ich ihr abzubitten.“

„Lotte!“ rief Kläre. „Ihr war's, als habe sie einen heißen Tropfen auf ihrer blühenden Wange gefühlt. Aber es war schon zu dunkel, als daß sie Lottes Blige noch hätte unterscheiden können.“

„Mebrigens,“ meinte sie dann nachdenklich, „muß sie wirklich eine ganz brave Person sein. Der — Bedefind hat mit Papa öfter über sie gesprochen. Und da hab' ich manchmal was aufgeschnappt.“

Der Name Bedefind kam etwas zaghaft von ihren Lippen. Aber sie hatte es gewagt. Lotte konnte ja nicht sehen, wie ihr das Blut dabei ins Gesicht schob.

Die junge Frau blieb ein Weilchen still. Dann nahm sie Kläres Hand. „Wie steht es denn, Kläre?“

„Was denn?“

„Kommt er noch oft? In Huberts Gegenwart wollte ich nicht fragen. Ich glaube, sie sind ganz auseinander.“

„O ja, er kommt sehr oft. In letzter Zeit fast täglich.“

„Nun,“ sagte Lotte lachend, „dann wird er's Hubert ja auch nicht länger nachtragen.“

„Was denn, Lotte? Ich verstehe dich nicht.“

„Liebling, daß der Hubert mich gelapert hat.“

„Mein Gott, Lotte, das ist's ja nicht.“ In Kläres Stimme drückte sich großes Befremden aus.

„Aber was denn?“

Kläre erschrak nachträglich, daß sie im Begriff

war, etwas auszulandern, was Lotte vielleicht besser nicht wußte. Aber sie war eine zu ehrliche Natur, keiner Verstellung oder Ausflüchte fähig. Deshalb bekannte sie kleinlaut: „Ach Gott, er trägt's ihm nach, daß Hubert — die Frau im Stich gelassen hat.“

Es trat eine kleine Stille ein, die in der Dunkelheit besänftigend wirkte. Etwas hastig fuhr Kläre darum fort: „Er ist nämlich schon früher ihr guter Freund gewesen, der Doktor. Ich glaube, er unterstützt sie. Denn es geht ihr recht jämmerlich. Sie fränkelt auch. Und von Hubert nimmt sie nicht einen Pfennig mehr an, als sie ihm vorgeschossen hat.“

„Mein Gott,“ murmelte Lotte, „Papa hatte mir doch versprochen . . .“

„Da kennst du sie schlecht. Auf alle Weise hat er's versucht. Aber sie verhungert lieber, als daß sie etwas von uns annimmt. Es ist gar nichts mit ihr zu machen.“

In Lottes Kopf ging es drunter und drüber. Das war ja etwas ganz Unwartetes. Es ging Johanna schlecht! Und sie, die so große Vorliebe gehabt, hatte sich gar nicht darum gekümmert. Aus demmer, abermer Angst, ans Feigheit!

Da mußte sie bald als möglich etwas Durchgreifendes geschehen, schon des Kindes wegen.

Das „Kinde“ war auf einmal für sie das Höchste auf der Welt, das Süßeste, Geheimnisvollste, ein unbegreifliches, unaussprechbares Wunder. Auf der Strafe konnte sie stillstehen und fremden Kindern ganz versunken in die unschuldigen Augen sehn, ihr drohiges Klauern mitanhören, die süßen Stammel-laute, mit denen sie sich doch so gut verständlich machen können. Bei einem armen, blaffen, vernachlässigten Geschöpfchen konnte sie niedertritten, es trösten, beschenken. Und wenn es dann erkrankt und ichen vor ihren Liebsohnungen künchten wollte, so fühlte sie ein herzbelebendes Mitleid. Sie hatte dann immer an Huberts Kind denken müssen. Wie mochte es aussehen? Wie alt war es wohl? Ob es auch so weß und ungepflegt und verkommen aussah, wie so viele?

Am letzten Abend legte Kläre ihrer Schwester noch eine Generalbeichte ab.

„Sieh mal, sie haben mich ja den letzten Winter gräßlich verhöhnt, die Herren. Der Mittelmeister und der Landrat und der Baron, der die schon immer den Hof gemacht hat. Aber der Mittelmeister freigt schon etwas Klage und hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf. Von dem Landrat, der so weit ein ganz gutes Kerlchen ist, will Papa nichts wissen. Er schielt ihm zu sehr nach oben. Und der Maler-Baron — na, das weißt du ja noch — der ist mir denn doch zu geschnegelt. Und da bleibst also eigentlich bloß der kleine Bedefind. Aber das wäre doch beinahe — eine Mesalliance.“

„Aber wieso denn, Kläre?“

„Gott, Lotte, nicht einmal im Glimmer ist er so groß wie ich. Wir wären ein komisches Paar. Alle meine Freundinnen lachten mich aus . . .“ Sie sah ganz unglücklich vor sich nieder.

„Glaubst du nicht, daß du dich darüber wegsetzen könntest?“

Kläre zuckte die Achseln. „Ein Auge müßt' ich ja immer zudrücken. Beim Mittelmeister, daß er Schulden hat wie ein Major. Beim Landrat die Streberel, die mir ebenso zuwider ist wie dem Papa. Und beim Baron — sie lachte — „na, da ist ja gar nicht dran zu denken. Eine Modepuppe mit gebrannten Haaren! Siehst du, Lotte, da ist der kleine Bedefind am Ende doch das kleinste Uebel.“

„Bist du ihm denn gut?“

„Das ist's ja eben,“ murmelte Kläre, rot wie eine Centifolie, „schauerhaft!“

„Dann laß ihn nicht lange zappeln, Kläre,“ sagte Lotte, sie herzlich küßend. „Und wenn er ein Riefe wär', dein Karl — ein größeres Herz könnt' er nicht haben. Und daß, Kläre — ich spreche aus Erfahrung —, das ist doch das Beste.“

Nun war Lotte wieder allein.

In den ersten Tagen, als es so still um sie war, trieb eine fieberhafte Unruhe sie durch alle Zimmer, als suche sie etwas. In allen Ecken und Enden suchte ihr Kläres frisches Lachen, ihres Vaters laute, lebensvolle Stimme. Der Flügel stand wieder als bloßes Dekorationsstück im Salon — die Chopinschen Notturnos und Walzer waren verstummt.

Wie hatten die beiden Menschen Lotte verhäßt, gepflegt, geliebt! Ihnen war sie eine Kostbarkeit, das Beste auf der Welt; alle ihre Gedanken beschäftigten sich mit ihr. Sie lebten mit ihr.

Und das, dachte sie — sie hatte sich's angewöhnt, zu monologisieren —, so zu sehn mit seinen Nächsten, so friedlich, ruhig, sicher in jedem Augenblick, das ist eigentlich das höchste Glück. Aber man weiß es nicht zu schätzen, wenn man's hat, und nachher entbehrt man's desto schmerzlicher.

Wenn Hubert des Abends bei ihr am Tisch saß und sich Mühe gab, liebenswürdig und gesprächig zu sein, so merkte sie doch, daß seine halbe Seele noch bei seiner Arbeit war. Er hatte nun mal kein Talent für ein häusliches Miteinanderleben. Im Grunde war er eine einsame Natur. Er brauchte zwar Menschen, aber verbrauchte sie; er nahm ihr Leben in sich auf, aber er gab nichts dafür.

Deshalb blieb ihr Liebe zu ihrem Mann immer unruhig und wechselnd wie Prantliebe. Bald jauchzendes Glück, bald Entbehren, Kummer, heimliche Eifersucht.

Während des Besuchs war es im Haushalt nun doch ein bißchen drunter und drüber geraten. Lotte ordnete ein großes Meinmachen an und griff selber tapfer mit zu. Das half ihr am ersten über die Leere drinnen und draußen weg.

Aber nach einigen Tagen schon mußte sie alles stehen und liegen lassen. Sie hatte sich zu viel gethan, und der Arzt diktierte ihr ein paar Wochen Sotiaruhe.

Etwas Schlimmeres hätte ihr jetzt gar nicht passieren können. Auf Huberts Gesellschaft war nicht viel zu rechnen, denn die Proben zu seinem Lustspiel nahmen ihn in Anspruch. Und sie merkte ihm trotz aller Selbstbeherrschung an, welche tiefe Erregung an ihm zehrte. Es war eine Lebensfrage für ihn, daß das Stück die hochgepriesenen Erwartungen erfüllte, die der glänzende Erfolg des ersten Geweid hatte. Denn ein ganzes Heer von Neidern und Feinden lag schon auf der Lauer, bereit, einen neuen Erfolg nach Kräften zu verkleinern, bei einem Mißerfolg aber die Eintagsgröhe hohnlachend beiße zu stoßen.

Er kam oft empört und verstimmt nach Hause. Die Schauspieler behandelten die Sache wie eine Bagatelle. Sie verhanzten ihn die besten Stellen und brachten ihn durch Launen und Gleichgültigkeit fast zur Verzweiflung.

Wenn Lotte ihm da mit Klagen gekommen wäre über Einfaulheit und Langeweile, so würde er sie verwundert angesehen haben. Sie suchte ihm also ein heiteres Gesicht zu zeigen. Aber all das Ungelegte, das in langen, langen Stunden des Nachdenkens sich in ihr aufreichte, wuchs wie eine Mauer zwischen ihnen, höher und höher.

Das Leben, das sie immer ernst genommen hatte, eröffnete ihr jetzt ganz neue Ausblicke. Es wurde reicher, schwerer. Mit den Hoffnungen wuchs erdrückend das Gefühl der Verantwortlichkeit.

„Es ist gerade so tief, wie wir selber sind,“ sagte sie sich. „Manchem reicht es bloß bis an die Schultern. Ihr aber war's bei ihren Gräbelchen, als könnte sie in seinen Abgründen versinken.“

Wie ein verhängnisvoller Zwang war's und doch ganz natürlich, daß sie immer wieder an Johanna denken mußte. Kläres Worte: es geht ihr jämmerlich, und sie fränkelt, wollten ihr gar nicht mehr aus dem Sinn.

So wie sie selber jetzt, hatte die arme Verlassene auch einmal der großen Menzabermittlung, dem großen Leiden des Weibes entgegengeharrt. Und auch einsam — ja, viel einsamer als sie, — und — die Schande vor Augen!

Dann konnte sie manchmal ein keiftes Schaudern nicht unterdrücken. Er ist doch aus anderm Stoff gemacht wie ich, dachte sie. Die Mutter seiner Kinder! Wie kann ein Mensch das heiligste Band der Natur mißachten!

Nun, ihre Pflicht, ihr innigstes Bedürfnis war's, gutzumachen, was gutzumachen war. Eher wäre sie sich der hohen Würde, die ihrer wartete, nicht wert erschienen.

Wäre sie jetzt nur nicht gerade — und auf unabsehbare Zeit hinaus — ans Haus gefesselt gewesen! Hätte sie Johanna gegenüberstehn und ihr alles sagen dürfen, was sie dachte. Es wäre ihr

sicher gegliedert, den Bettelstolz der Armen zu belegen. Und ihres Kindes wegen hätte sie die Erleichterung ihrer Lage, die Lotte plante, auch angenommen.

Nun mußte sie schreiben. Und das war soviel schwerer. Vor jeder Wendung stockte sie. Es ist eine heikle Aufgabe, an einen Menschen zu schreiben, den man so wenig kennt, und der sich in Erbitterung und Feindseligkeit verannt hat. Ein Wort, nicht vorsichtig genug gewählt, konnte die Frau kopfschütteln machen und jede Annäherung von vornherein vereiteln.

Aber ich habe ja ihre Briefe, fiel ihr eines Tages ein. Aus denen kann ich sie ja ganz genau kennen lernen. Und Hubert hat gewünscht, daß ich einmal Einblick nehme in die „Affaire Johanna“. Den Schlüssel habe ich ja noch.

Sie legte den Schlüssel, den Hubert ihr übergeben hatte, vor sich auf den Tisch. Ein leises Bangen überkam sie doch. Wenn es mich erregte! dachte sie. Sie wollte es doch lieber lassen. Es ging vielleicht auch so. Und sie begann von neuem zu schreiben, im Liegen, mit Bleistift.

Aber sie war zerstreut, und es glückte jetzt weniger als zuvor. Der kleine, blanke Schlüssel auf der Tischplatte zog ihre Augen immer wieder an. Die Zeit ging so langsam hin. Hubert würde wohl noch ein paar Stunden ausbleiben. Ach! Und diese Stille um sie her! Die Uhr tickte so schwerfällig, so einsönig. Manchmal nur das Klingeln der Pferdebahn auf der Straße, ein Lachen, ein froher Lärm, der ihr die Einsamkeit nur fühlbarer machte.

Sie nahm ein Buch vor, ließ es aber bald wieder stehen. Hatte sie nichts Wichtigeres zu thun, als sich mit den erfindenen Leiden einer Romanheldin zu beschäftigen? „Es geht ihr jämmerlich“ — und vielleicht, vielleicht darbt das Kind!

Nein! Dieser Kampf zwischen Wollen und Nichtwollen regte sie mehr auf, als sie gedacht hatte. Wie eine Erlösung von quälenden Zweifeln kam ihr der Entschluß: ich will!

Sie wußte ja alles. Neues konnten ihr die Briefe auch nicht entziehen. Es wäre ja längst ihre Pflicht gewesen, der Sache auf den Grund zu gehn.

Sie schloß den Kasten auf und zog ihn ganz heraus. Er war nicht leicht, und mühsam trug sie ihn zu ihrem Platz und stellte ihn auf den Tisch, um in Ruhe ihre Nachforschungen vorzunehmen.

Viele Stöße von Briefen lagen wohlgeordnet nebeneinander. Eine geistliche, echt weibliche Handschrift auf den Umschlägen. Dazwischen einige Skizzen mit Huberts großen, kraftvollen Schriftzügen. Aufs Geratewohl zog sie einen Brief aus der Mitte der Sammlung heraus und begann zu lesen: „Mein geliebter Mann!“

Sie flohte. Der Atem ging ihr aus. Ein Nebel legte sich mit dumpfem Druck über ihr Gehirn, als habe sie einen schmerzenden Schlag erhalten. Endlich fand sie den Mut, weiterzulesen.

„Es ist also keine Täuschung, wir sollen Erjah haben für unsern Heilig, oh Hubert — mir ist zu Mut... In den Augen der Leute bin ich ja nun eine doppelt Verworfene, aber diese tiefe Seligkeit im Herzen über die Gnade, der ich teilhaftig werden soll! Mein Leben war mir, seit der Meinei tot ist und Du fort bist, auch nicht einen Pfifferling wert, jetzt wird es mir wieder kostbar, ich sehe ein, daß ich unrecht that, meinen kleinen Kram zu vernachlässigen. Ich muß Dir gestehen, geliebter Mann, es geht geschäftlich recht abwärts, und ich erfahre viel Unfreundlichkeit. Es ist keine Kleinigkeit, so zu leben wie ich, ich wäre auch bald drunter zusammengebrochen, aber jetzt habe ich wieder Mut. Mögen sie mich über die Achsel ansehen, ich bin ja Deine Frau, immer und in jedem Augenblick fühle ich es. Ich weiß ja, sobald Du Dein Ziel erreicht hast, hört alle Demütigung auf, dann werde ich vor der Welt Dein Weib sein, und unser Kind wird Deinen Namen tragen.“

So ging es weiter, vier eng beschriebene Seiten lang. Tiefstes, unerlöschliches Vertrauen, Stolz und demütige Freude, ein stiller Märtirermut, passiver Größe, alles so schlicht, so echt... Und am Schluß: „Deine Dich liebende Frau.“

Lottes Hand sank schwer herab. Der Brief flatterte auf den Teppich. Ihre Gedanken wilderten eine Weile so wild durcheinander, daß sie die Hände an die Schläfen presste. War denn das nicht, um den Verstand zu verlieren? War denn das aus-

zudenken? Hubert hatte ja schon ein Weib gehabt, als er sie heiratete!

Barmherziger Gott! Ein rechtmäßiges Weib vor allen höchsten Gewalten des Lebens: von Gewissens und Natur wegen, vor dem Forum des Herzens und seiner Menschenspflicht. Weib und Kind! Wenn auch die kalte Staatsraison ihm aus Nützlichkeitsgründen das Recht zugestand, zu heiraten — er hätte es nicht bedurft. Nein, und tausendmal nein!

Und sie, Charlotte Bergbauer, die wissenschaftlich seinem Menschen eine Stecknadel genommen hätte — sie hatte das arme Weib verdrängt und sich ruhig an ihren Platz gesetzt.

Wie war denn das nur möglich? War sie denn gar so dumm und kurzichtig gewesen? Ach nein, sie hatten ihr alle gesagt: du darfst es! Selbst ihr Vater, der so klug und edel war, hatte ihr zugeredet: du thust ein gutes Werk, wenn du den Hubert emporschickst aus seiner Vergangenheit... O, wenn ihr Vater diesen Brief gelesen hätte! Wenn er nicht wie alle, alle in guten Glauben gemeint hätte, ein Weib wie Johanna müßte eine Verworfene sein! Als wenn die Mutterschaft, die die verheiratete Frau veredelt, die unvermählte hinabschieben müßte in den Schmutz! Als ob sie nicht gerade in ihr, der Verlassenen, alle heiligen Instanzen der Natur, die Liebe für das Kind, die Sorge für seine Bedürfnisse, den Mut, es zu verteidigen gegen seine Feinde — und alle, alle mit ihren verbrieften Rechten sind ja seine Feinde! — doppelt mächtig entfaltete!

Es fiel ihr ein, was sie kläre neulich gesagt hatte: wir machen sie erst schlecht durch unsre Verachtung.

Und wie, wenn Johanna, der ihre Treue so bitter gelohnt wurde, der überall Mißtrauen, Hohn und Haß entgegenbrachte, der keine Aussicht blieb, jemals wieder aus ihrer Niedrigkeit emporzukommen — wie, wenn sie endlich hinginge und sich wegwürfte...

Es war Charlotten, als müßte sie erkülden im Liegen. Sie stand auf und ging auf schweren Füßen durchs Zimmer bis ans Fenster, das sie öffnete. Dann, an den Mangel sich anflammernd, atmete sie die frische Märzluft in gierigen Zügen ein, bis das wallende Blut, das ihr die Besinnung rauben wollte, sich ein wenig beruhigt hatte. Dann legte sie sich wieder nieder. Aber es war ein Chaos in ihr, eine Rat- und Hilflosigkeit, eine Angst!

Sie war ja doch zu viel! Ein Eindringling in die älteren Rechte einer andern.

„Hubert!“ rief sie vor sich hin, „Hubert, hilf mir!“ Das Alleinsein, mit dieser Last auf dem Herzen, mit diesen fürchterlichen Gedanken wurde ihr zur unerträglichen Qual.

Sie sah nach der Uhr. Es konnte noch Stunden dauern, bis er zurückkam. Und dann? Ihm all das sagen, was sie beinah um den Verstand brachte? Nein, nein! Er sah ja doch die Sache so ruhig an.

Sie hatte auch den Mut nicht. Und sein Vertrauen. Einen Mann, der so fastblütig hinwegschreiten konnte über einen andern Menschen, den verhandelt sie nicht. Vor dem — graute ihr.

Langsam rückte der Zeiger weiter. Ihr war's, als durchlebe sie Jahre in Minuten. So viel stürmte in ihr auf und nieder. So viel wahnwitzige Pläne: fortgehen, zurück zu ihrem Vater! Einen Platz verlassen, der ihr nicht zukam, auf dem sie nie wieder ruhig und glücklich sein konnte!...

Dann aber kam es doch wieder wie ein Zureden, wie eine Hoffnung: lies doch weiter! Vielleicht ist's nicht so schlimm, wie dir's im ersten Schreck schien.

Und sie begann in dem Kasten zu kramen und löbte allerlei auf, das am Boden unter dem Papier verborgen lag: ein paar winzige Schüßchen, eine goldfarbene, leinenweiße Locke, zuletzt das Bild eines etwa einhalbjährigen Knaben, ein wahrer Engelskopf mit Huberts ernstem, tiefstimmigen Blick. So in jedem Zuge sein Kind, daß Lotte glühende Thränen in die Augen traten. Nicht ihr Kind! Das Kind einer fremden Frau!

Und wieder riß sie die Bogen auseinander, gierig nach Trost, nach etwas, das ihn entschuldigen, die Härte seiner Handlungsweise in milderem Licht erscheinen lassen könne. Sie las nur immer Bruchstücke, wie gesteht, mit klopfenden Schläfen, zitternden Händen:

„Du bist nun auf einmal ein berühmter Mann,

und weißt Du noch, wie Du früher oft verzweifelt warst, wenn sie Dir Deine Sünden zurückschickten? Und jetzt reißest sie sich drum. Aber unser kleines Glück kannst Du nie vergessen. Unse kleine Marie ist nun schon ein Vierteljahr, und wir müssen bald an die Taufe denken. Ach, wenn sie den Namen ihres Vaters tragen dürfte!“

„Liebster Mann, ich danke Dir herzlich für das Geld. Es würde schon langen für die Meise. Sag nur ein Wort, und ich komme mit dem Kinde. Daß es nur seinen christlichen Namen hat! Du sagtest schon immer, ich äße wie ein Sperling, und jetzt, du lieber Gott, lebe ich beinah' von der Luft. Du solltest keinen Pfennig mehr ausgeben wie als einzelner Mann.“

Ein Brief aus der Zeit kurz nach ihrer Verlobung kam Lotten in die Hände.

Eine dumpfe, kalte Neugier ergriff sie. Noch den einen, dachte sie, dann ist's genug.

„... Ich habe Deinen Brief von gestern wohl hundertmal gelesen und kann es noch immer nicht glauben. Aber der Doktor Bedekind sagte mir, es wäre geistlich erlöst. Er muß es wissen. Mir scheint es das fürchterliche Verbrechen. Im Gottes Barmherzigkeit willen, Hubert, laß diese Todsünde nicht auf Dich! Als wenn ich gar nicht auf der Welt wäre und Du Dir gehalten hätte, als Du ganz verlassen warst. Und das Marichen, das schon Dein Bild kennt und lacht, wenn ich es ihm zeige, und Papa sagt. Ich müßte ja allen Glauben an die Menschheit verlieren und an Gottes Gerechtigkeit.“

„Du schreibst, Deine Braut wäre edel und liebe Dich, und aus Liebe zu Dir wollte sie sich über Deine Vergangenheit weglegen. Was ist denn das für eine, die den traurigen Mut hat, der Nerven der Armen ihr einziges Glück zu nehmen?“

Als Hubert nach Hause kam, diesmal in besserer Laune, denn die Probe war wider Erwarten gut verlaufen, fand er seine junge Frau auf dem Teppich liegen. Sie war ganz erriart und blaß wie eine Tote.

In der Nacht trat die Katastrophe ein. Der nächste Morgen fand gerührte Hoffnungen und eine junge Mutter, in der das Leben noch leise pulsierte, aber im nächsten Augenblick zu verwehen drohte wie ein Hauch.

In den Qualen dieser Nacht hatte Lotte verzweifelt nach Vater und Schwester gerufen. Hubert hatte sofort telegraphiert und sah nun und wartete auf die beiden, als brähten sie Kraft, Gesundheit und Leben mit.

Alles schlich auf den Boden und küßte. Die Glode war abgestellt, die lautstündende Uhr angehalten. Schweigen, Schweigen... die Zeit stand still.

Hubert sah am Bett seiner Frau. Ihr Atem ging unhörbar ein und aus. Nur am langsamsten Klopfen der Schlagader an ihrem Hals, der weiß wie Marmor aus den Spigen des Nachthemdes hervorblühte, sah er, daß sie noch lebte.

Sie lag schon viele Stunden so. Schief sie? Grubete sie? Er hatte die umhergestreuten Briefe gefunden und wußte, was sie so in Seelennot und Verzweiflung gestürzt hatte, daß sie zusammengebrochen war.

Er war wie ein Gerichteter.

Was hatte es ihm genützt, daß er sein Glück an sich zu fetten gemeint hatte mit allen irdischen Gewalten? Aus seiner Vergangenheit war es herausgegriffen und hatte unerbittliche Hände ausgestreckt. Und, härter als Menschenhand, ließ es die Beute nicht wieder los und kümmernte sich nicht um den Mann, der sie halten wollte.

Er war auf einmal zum Bewußtsein gekommen, wie herabgestürzt aus seiner Phantasiwelt in die wirkliche mit ihren wirklichen Schmerzen und Leiden. Und da sah er, wie viel Sorge und stille Angst und Mitleidigkeit neben ihm hingelebt hatte, ohne viel Worte zu machen.

Jetzt sah er, den Kopf in die Hand gestützt, und ließ alles an sich vorüberziehen. Schmerz und Neue hatten ihn gepackt und gruben in ihn, eifrig wie Totengräber, das Grab seines jungen, kurzen Glücks.

Nein, dachte er, eine Hölle jenseits des Lebens ist überflüssig. Was wir diesseits tragen müssen, ist gerade genug. Und „Selbstverachtung“, — das ist die Flamme, die am heißesten brennt.





Die fünf Sinne: V. Gefühl. Nach dem Gemälde von Julius Adam.





Von Kairo nach Konstantinopel.

Text und Abbildungen

von  
Max Rabes.

Der Frühzug bringt uns von Kairo nach Suez. Die Eisenbahnstrecke führt den bekannten Weg durch die Wüste über Jemalija, wo man den bisherigen Zug verläßt und in einen andern Bogen mit behaglichen kleinen Coupés steigt; dann geht's am Kanal vorbei, über dessen niedrigen Ufern langsam dahingleitende Dampfer sichtbar

nach Suez, das wir bei herrlichem Sonnenuntergang erreichen. Nach einer etwas „geplagten“ Nacht legen wir am frühen Morgen in einer Felule nach der asiatischen Seite über, wo uns dünne, klapprige, schlecht gekäunte Giel erwarten. Durch trostloses, odes, aller Reize entbehrendes Wüstenterrain führt der „Weg“ — wenn ich so sagen darf — ohne die



Suez.

werden, vorbei am Bittersee mit seinen ungeheuren Schwärmen von Flamingos und Pelikane — vorbei an saftigem Grün, an Palmenhainen und starrer Ebene, bis

geringste Abwechslung und in einer Eintönigkeit einher, die nur durch kleine Scherze innerhalb der Reisegesellschaft unterbrochen wird. Die Sonne wirt mit ihrem blendenden



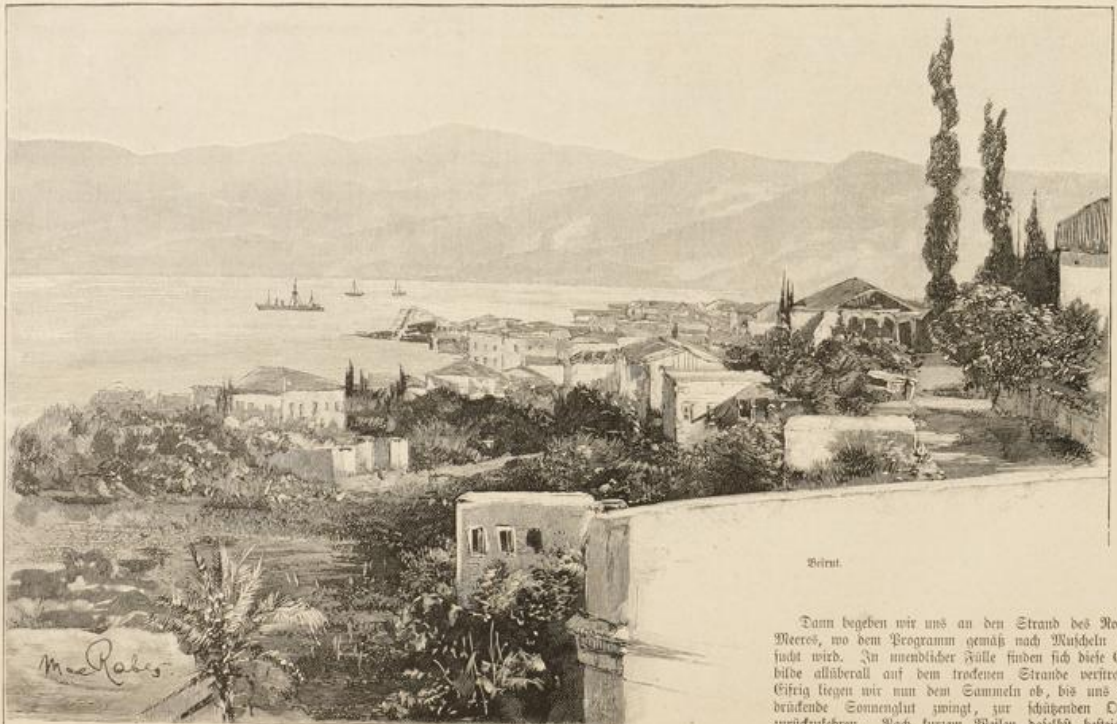
Wüstenecke bei Suez.

Lichte geradezu erhaltend auf uns ein, endlich aber zeigt sich ein Palmenhain, dessen graugrüne Färbung in der heißdurchglühnten Ebene dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt darbietet.

Verlumpfte und mit Schmutz bedeckte Beduinensinder empfangen uns an der kleinen Oase, und die Schar verfolgt uns bettelnd bis zum Eingang einer zerfallenden Bauweise, in der unre vorangegangenen Tieren und Knechte auf Steinen und rohgezimmerten Tischeln bereits ein Frühstück hergerichtet haben. Wie köstlich mundet das Mahl und das gekühlte Sedimayerbier, die Flasche zu zweieinhalb Franken!

Ertrückt und geküßt schreiten wir darauf zur Befichtigung der „Schenswürdigkeiten“ uners Verdens.

Es sind deren wenig genug. Etwa fünfzig Schritte von dem Rathhause entfernt, rimit im Staube ein winziges Wasserlein, die „Kloisquelle“, und befeuchtet nur oberhin den Boden. Im Palmenhain ruft ein kleines, grangelles Hümpelchen, das trägt daliegt, ebenfalls kaum das Gefühl der Fruchtigkeit herbor.



Suez.

Dann begeben wir uns an den Strand des Roten Meeres, wo dem Programm gemäß nach Aufheben gehudt wird. In unendlicher Külle finden sich diese Gebilde allüberall auf dem trockenen Strande verstreut. Eifrig liegen wir nun dem Sammeln ob, bis uns die drückende Sonnenglut zwingt, zur kühlenden Oase zurückzukehren. Nach kurzen Weilen daselbst beiseigen



Vinimallee in Beirut.

wir wieder unter Geautiere und trockten trübfinnig den stundenlangen Weg durch die öde Wüste zurück zur Felsküste, mit der wir nach Port Ibrahim übersehen, einer kleinen, hübsch aussehenden Anlage mit Hafenanlagen.

Da hier nicht viel zu sehen ist, fahren wir bald mit der Bahn nach Suez zurück.

Am nächsten Morgen geht es dann nach Port Said. In Zamaia ist Wagenwechsel und Aufenthalt, lang genug, um uns dort unter Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Der Spätnachmittag sieht uns schon in den Straßen von Port Said. Hier herrscht, durch den starken Fremdenverkehr veranlaßt, viel Leben und Treiben: man gewahrt Spielhöhlen aller Art,

schmuggelnde Bars und Verkaufsstellen; betrügerische Händler, die den Fremdling zu behörden haben. Ein Photograph bietet auf offener Straße die bedeutendsten Bilder feil, eine böhmische Kapellistin spielt ihre Weisen auf, sehr leicht gelleidete „Damen“ lächeln uns liebevoll aus ihren Lokalen zu, und ein „Alhambra“ genanntes Vergnügungs-Etablissement sucht uns für seine Reize zu gewinnen.

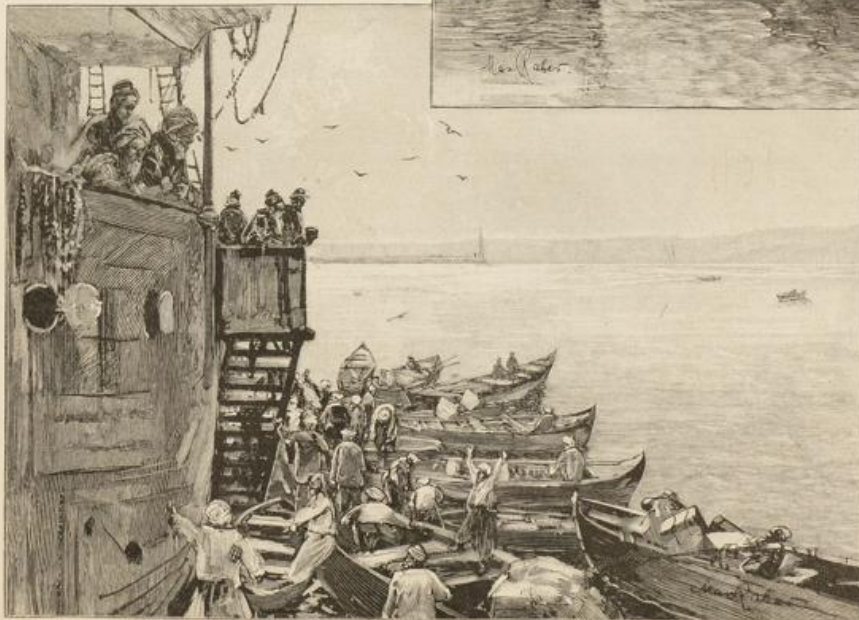
Am nächsten Tage — dem 16. März — begeben wir uns an Bord der „Beta“, die um neun Uhr abends den Hafen verläßt. Gegen Mittag des folgenden Tages kommen wir, nach einer entsetzlich verbrachten Nacht, von der Seefahrt unheimlich gelangt, in Jaffa an, dessen Hafen es an Erhabenheit mit den schlechtesten Häfen der Welt anreicht. Kleine Boote, deren Führer — meist Semiten — an Jubelstimmlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, umdrängen das Schiff. Mit Todesverachtung springen wir in eines der Boote, die Koffer liegen vom Schiff aus nach, ohne Rücksicht darauf, ob sie ins Boot gelangen oder ihren Weg ins Wasser nehmen. Sehr oft ist letzteres der Fall; dann wird gelaugt, und wir müssen froh sein, wenn unter photographischer Apparat, die vielen Aufnahmen und die sonstigen Kleinigkeiten keinen weiteren Schaden genommen haben. Nun wird uns Land gerudert. Die geschicktesten Bootleute bringen uns über die gefährlichen Klippen hinweg,

wir sind in ruhigerem Wasser und gleich darauf an der Landungstreppe. Hier bemächtigen sich berühtene und unberühnte Helfer unserer Sachen, wir werden geflohen, gezerrt, getreten. Mit schrecklichem Lärm werden unter Koffer hin und her gerissen und durchwühlt. Doch kümmern wir uns möglichst wenig darum, da es gilt, uns Wäse zur Weiterfahrt nach Beirut zu sichern. Diese erhalten wir an Bord der „Venus“, die uns nach einer Nachtfahrt dorthin führt. In zeitiger Frühe grüßt uns der Libanon, der sich mit seinen schneebedeckten Gipfeln in garten, düstigen Tinten von klarer Himmelsblau abhebt.

Wie ganz anders das Land hier! Wir legen am Land an, und ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit und Ruhe überkommt uns. Indes das leidige Durcheinander der Koffer, der Truften, die Robheit und Unhöflichkeit der „Jöllner“ nimmt uns diese Empfindung. Angenehm ist der schönen Lage der Stadt, der relativen Sauberkeit, des schönen Morgens schmilzt unser Herz jedoch bald. Wir nehmen uns auch mit dem fragwürdig „bienen“ Hotel aus, da uns das deutsche Konsulat die längst ererbten Nachrichten aus der Heimat zurecht. Der nächste Besuch gilt dem deutschen Waisenhaus, mit dem eine Erziehungsanstalt verbunden ist. In lebenswürdigster Weise werden wir von der Oberin empfangen und in den reizenden, peinlich sauberen Räumen herumgeführt. Der Nachmittag wird einer Fahrt nach el-Häzmitje gewidmet, das etwa eine Stunde von Beirut entfernt liegt. Der höchst angenehme Weg führt durch das „Binnenwäldchen“, den Restplatz von Beirut, wo die elegante Welt sich ihr Stelldichein gibt. In den Kaffeehäusern, auf den Wegen, überall buntes Leben! In el-Häzmitje fehlt uns das Gerahmte des Generalgouverneurs Brantsa Feida und des berühmten Schriftstellers Kari-eh-Schidjal. Das Interessanteste brachte der Abend: nämlich die Feier des Geburtstages des Fürsten



Smyrna.



In den Zardaneien.

Wismar in der deutschen Aneipe; die Festlichkeit verlief durchaus so, wie es bei Deutschen und gutem Biere zu erwarten war.

Schweden Dergens denken wir an den Abchied von Beirut, nachdem wir noch die „Laubengrotten“, harte, einkame Felsenfesten, die von dem ewig wechselvollen Meere umbrannt werden, besichtigt und den Oberonntag im Waisenhaus mitgeteilt hatten, mit den kleinen, braunen, schüchternen Kindern spielend, Osterier verständig und allerlei Kurzweil treibend. Der letzte Abend brachte uns eine Einladung bei unterm lebenswürdigen Generalconsul Dr. Schroder.

Am 15. April schifften wir uns auf der „Diana“ ein, deren Schraube uns in der ersten Nacht in toller jätternder und rüttelnder Bewegung erhielt; dazu war es in der mit drei Menschen besetzten Kabine, die kaum Platz für einen hatte, erstickend heiß. Am folgenden Tage kamen wir in dem trüblichen

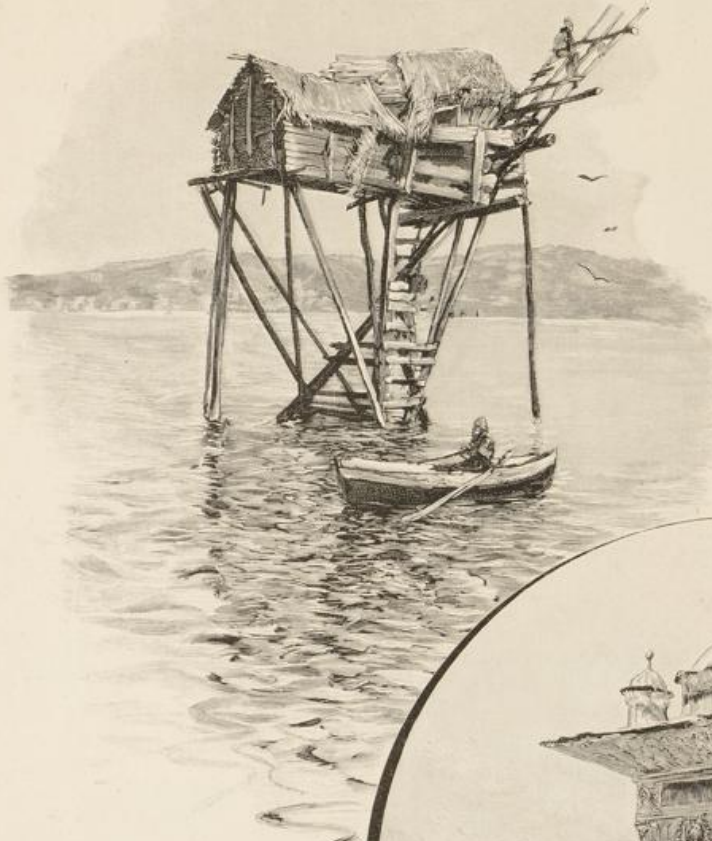
Rieberneß Alexandrette an, wo wir eine Stunde an Land gingen und der Jagd oblagen, in den schmalen Sumpfgrüben Schilfströden suchend. Unser Schiff lud Waren aus und ein, was natürlich wieder mit größtem Getöse vor sich ging. Beim Souper hatten wir eine neue Auf-

eine Fahrt hochpoetisch, farbenprächtig. Unsere poetische Stimmung war aber nicht von langer Dauer. Am Nachmittag zeigten sich Schaumkrönen auf den Wellen, das Barometer laut auf fallend ruck, der Kapitän verkündete Sturm, die Passagiere thaten ein Gleiches, die Sonne verschwand hinter

trügerischer Teppichbändler, erfreuten uns an dem bunten Leben und Treiben im Hofen, photographierten ganze Reihen von Kassimeln und ergötzen uns im deutschen Hotel bei einem leckeren Mahle. Am Nachmittag machten wir eine Ausfahrt auf nicht zu schillernden, unnenbaren Wegen zur Citadelle, von der wir eine weite, herrliche Fernsicht hatten. Wir lehrten zum Schiff zurück und dieses lichter bald darauf den Anker. Wir mußten in die Kabinen hinunter, denn der gestern vergeblich erwartete Sturm wird uns heute zu teil. Der Wind legt kräftig ein, Regen peitscht das Deck, und in der einsamen Kabine hört sich das Drösten des Sturmes und das Klatschen der Wogen schauerlich an. Eine entsetzliche Nacht! Nach kurzer Rast in Gallipoli legen wir in den Vorbänellen an. — gottlob, die letzte Station vor Konstantinopel! Vom Ufer her gahnen uns die Mündungen der Kanonen an. Das Schiff ist von einer Unzahl von Mähnen umlagert. Händler bieten von unten plumpe Thomwaren an, Lebensmittel — widerlich aussehende Hammelstopfe als Leckerbissen für die „unteren Lebenthiere“.

Nach kurzem Aufenthalt und mit dem Wundke, unsere letzte Nacht vor unserm Endziel angenehmer zu verbringen als die vorherige, dampfen wir weiter. Die letzte Nacht! Endlos! Der Gipfel aller vorherigen! Doch auch sie nahm ein Ende: In der Frühe — endlich — tauchten aus einem endlos grauen Himmel und Nebel die Spitzen der Minarets hervor — da zeihnet sich das Meer ab — wir nähern uns der Residenz des Großherrn; bald sind wir im ärgsten Schiffsgewür ... Jähren der Dampfer ... Schrauben der Maschinen ... Pfeifen ... Lärm ... Getöse ... wir legen an.

Nach einem erfrischenden Bade, das unsern arg mitgenommenen Körper die Elastizität wieder giebt, erfreuten wir uns an den Nachrichten aus der Heimat, an dem laubern, schmucken Hotel, an dem Getöse und dem „Gehre!“ Am Nachmittag nehmen wir uns eines der — Ralks — und machen eine Spazierfahrt



Fischerhütte im Vospors.

reinigung. Das Essen war kaum aufgetragen, als wir alle durch einen Stoß von den Seiten flohen. Wir eilten an Deck, wo uns unter Schreien und Schimpfen klar gemacht wurde, daß uns ein türkischer Raddampfer „etwas“ angerannt hatte. Dies „Etwas“ bestand in dem Einbrüden eines Bootes und dem Zertrümmern des Geländers am Hinterdeck. Nach diesem Intermezzo erfolgte die Fortsetzung unres Soupers und unrer Reise gen Merlina, wo wir in später Nacht auf kurze Zeit anlegten. Der 18. April brachte uns einen schönen Tag. Wir haben die griechische Küste, das Schiff ging ruhig, und nur einzelne „Schwade“ zogen sich in ihre Gemächer zurück. In der folgenden Nacht — ich lag in relativ tiefem Schlummer — erwachte ich infolge des lauten Gebarens von Eindringlingen, die sich in unrer Kabine betanden. Es waren Händler von märchenhafter Jüdlinglichkeit, die uns „eingelegte“ Spazierstöcke und Schnupftabakstosen zum Kauf anboten. Wir jagten sie hinaus, und sie setzten dann das Schwadern in dem notdürftig erhaltenen Speisehale fort.

Wir lagen im Hafen von Rhodus. Auf Deck promenierten einige unrer Herren in sehr fragwürdigen Gewändern, neue Passagiere wurden eingenommen, darunter vier Priester in entsetzlich unanständigen schwarzen Röcken, die uns zu ernstlichen Betrachtungen veranlaßten. Da vorberhand an Schlaf nicht zu denken war, wurde die aus vier erlöschten Plüthen bestehende Schiffsbibliothek einer Wulstung unterzogen und schließlich Chinets „Götterbesitzer“ entdeckt, mit dem wir uns zu weiterer Nähe zurückzogen.

Der folgende Morgen brachte lachenden Sonnenchein. Wir fuhren durch ein Julelmeer — vorüber an Samos —

bräuenden Wellengebüden und mit ihr eine ganze Anzahl der Reihenden im Juren der „Tiona“. Angstvoll wurde die Nacht verbracht, aber eitel Freude herrschte, als uns Cos am Morgen im Hofen von Smyrna land. Der Sturm war nicht gekommen — das „Barometer“ hatte sich als „Druckmesser der Mochine“ entpuppt. Weiter gingen wir an Land, kauften Rosenöl, widerstanden den Lockungen be-

im Vospors. An den grünen, üppigen, sonnenbräunten Wern sich hingehend, grünen uns weißschimmernde Paläste, zerstückte Villen, pittoreske „Fischerbäuer“ auf hohen Pfählen, und im leuchtigen Grün schimmern melancholisch-malerische Kioske und Brannen, überragt von hohen, ersten Cypressen — ein unvergleichliches Bild, eigenartig, lieblich und märchenhaft.



Fountain am Sultans Hofen.







# Reber Land und Meer

№ 21.

— Aus Zeit und Leben. —



Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien in das neu erbaute Mausoleum zu Sofia. (Text siehe nächste Seite.)

1896 (Bd. 79).

Verlag v. Neumann, Neudamm — Nr. 14.

Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien in das neu erbaute Mausoleum zu Sofia.

(Siehe die Abbildung auf vorhergehender Seite.)

Unter großem Gepränge erfolgte am 15. Januar in Sofia die Ueberführung der Leiche des Fürsten Alexander von Bulgarien aus der alten Georgkapelle, mo seine sterblichen Ueberreste bisher geruht hatten, in das neu erbaute Mausoleum. Unter dem auf einer feierlichen Geheißplatte ruhenden Sarg schritten Fürst Ferdinand, Prinz Philipp von Koburg, Ministerpräsident Stoilow mit dem gesamten Kabinett, der englische diplomatische Agent Elliot in Vertretung der Königin Viktoria, der langjährige Ratsmitglied des Fürsten Alexander, Ratsmitglied Kenges aus Darmstadt, alle höheren Militär- und Zivilbeamten, die Stadtvertretung, zahlreiche Abordnungen, alle dienstfreien Offiziere und die Bekannten aus dem serbisch-bulgarischen Kriege einher. Die Witwe des Fürsten Alexander, Gräfin Hartenau, wohnte der Einsegnung der Leiche in der Georgkapelle und sodann der Beisetzung im Mausoleum bei. Auf speziellen Befehl des

Fürsten Ferdinand nahm der impotente Trauerzug seinen Weg durch den Hof des Palais, auf dessen Balken die Fürstin Marie Antie mit den Prinzen Boris und Cyril, sowie die Herzogin Clementine von Koburg Weh genommen hatten. Stabschiffiere trugen den Sarg in den feinen, kaum zwanzig Personen fassenden Innenraum des Mausoleums, eines zierlichen, aus weißem Marmor hergestellten Kuppelbaues. Nachdem die Einsegnung der Leiche durch den deutschen evangelischen Pastor Haagelunden hatte, wurde der in die nationale Tricolore gefüllte Sarg unter Kanonenschüssen in die Gruft geleitet.

Literatur.

Als ein vornehmer Prachtband stellt sich das Werk „Feldmarschall Geyherzog Albrecht“ von Oberl. Rat von Dunder dar (Wein, G. Freytag; Wien und Prag, F. Tempsky). In anschaulicher, mit nur den nötigsten Fachnamen, jedoch überaus jeden Soldaten angelegener Darstellung erzählt der Verfasser das Lebensbild des Siegers von Golyza, indem er dabei auf die frühesten Jugendjahre zurückgeht und auch den Eltern des Erzherzogs, vor allem seinem Vater, dem Felden von Altem und Bagarm, ein postumales Wort einfließt. Mit höchstem Interesse verfolgt der Leser die rühmliche Lebensbahn, und während der Beschäftigung bei feiner auf geläuterten Quellen haben benutzten

Schilderungen zugleich in großen, wartenden Szenen die Kriegsgeschichte charakterisiert, bezeugt er in politischer Beziehung volle Objektivität. Einen anderen Schatz enthält das Werk von Künstlerhand. Zu einem Teilbilde von William Inger, dem berühmten Maler, gehören die zahlreichen Abbildungen teils nach älteren Originalen, teils nach Zeichnungen und Aquarellen von Freiherrn Freytag von Knyphausen. Der Künstler bewahrt sich hier als einen hervorragenden Künstler, und die farbige Wiedergabe seiner Schöpfungen erscheint als ein hoher Triumph der Technik.

Maurice Meland u. Stern, der bekannte deutsch-russische Dichter, der heimlich in die Hände und Büchlein verfiel hat, als er Jahre hindurch — und er ist 37 — fast sich vor einiger Zeit noch in besonderer auf die Literatur geworfen und in Zürich unter dem Titel „Strenge literarische Darsen der Schweiz“ einen eignen Verlag begründet. Von diesem Geschäftspunkte aus benimmt er keine neue Gedichtsammlung wieder eines Buchhändlers, und in der Zürcher Zeitung er, wie schwer es ihm geworden ist, während des höchsten Gedichtschreibens seiner Muse und Muse diese poetischen Kabinett abzugeben. Aber zum Glück merkt man ihnen davon nichts an. Maurice von Stern zeigt sich auch hier als einen echten Dichter, der hohen poetischen Schöpfung mit künstlerischer Form verbindet.

Die hervorragenden Staatsmänner, Politiker, Gelehrten, Künstler und Schriftsteller sprechen sich darin über die wichtigsten Fragen unferer Kulturlebens aus. Man verlange das Jahrbuch von der nächstgelegenen Buchhandlung oder direkt vom Verlag (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) zur Ansicht. Monatlich erscheint ein Heft. Preis pro Quartal Mark 6.—

Ein unentbehrliches Organ für jeden Gebildeten, der die Zeitgeschichte mit Interesse verfolgt, ist die

Deutsche Revue.

Eine Monatschrift. Herausgegeben von Richard Fleischer.

Henneberg-Seide

— nur acht, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen —

schwarz, weiß und farbig von 75 Fig. bis Nr. 13.65 per Meter — in den modernsten Geweben, Farben und Dessins. An Private ports- und Gewerke ins Haus!

- Seiden-Damaste v. Mk. 1.35 — 18.65
  - Seiden-Bastkleider v. „Kobe“ „13.80 — 68.50
  - Seiden-Foulards bedruckt „95 Pige. — 5.85
  - Ball-Seide „75 Pige. — 18.65
  - Seiden-Grenadines „Mk. 1.35 — 11.65
  - Seiden-Bengalines „1.95 — 9.80
- per Meter. Seiden-Armires, Monopels, Crisallines, Mairu antigas, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, getreute u. farrierte Seide, seidene Steppdecken- und Zehntentoffe etc. etc. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltres Vierelporto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. u. K. Hoflieferant).



Magere erlaube ich mich hiermit zu empfehlen. Ich habe mich in der letzten Zeit sehr viel mit der Magere beschäftigt und bin zu dem Resultat gekommen, dass die Magere ein sehr wertvolles Mittel ist, um die Verdauung zu verbessern und die Gesundheit zu erhalten. Ich habe mich in der letzten Zeit sehr viel mit der Magere beschäftigt und bin zu dem Resultat gekommen, dass die Magere ein sehr wertvolles Mittel ist, um die Verdauung zu verbessern und die Gesundheit zu erhalten.

Heilanstalt für Hautkrankheiten. Sorgt für die Heilung aller Hautkrankheiten. Dr. med. Thilo.

**MONARCH**

Größte Fahrradfabrik der Welt  
Produktionsabgabe pro Tag  
500 Fahrräder

das feinst konstruierte und beste  
**Fahrrad**

MONARCH CYCLE MFG. CO. HAMBURG & CHICAGO.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Quitt! Roman von Johannes Nishard zur Megede.

Preis gebunden M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—  
Das Weibchen, welches in den letzten Jahren in der literarischen Welt die Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser erregt hat, ist das Weibchen, welches in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser erregt hat. Das Weibchen, welches in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser erregt hat, ist das Weibchen, welches in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser erregt hat.

**A. Stockinger's Fix-Huthalter.**

neuerer  
Sturmsicherer Erfah für  
Hutnadeln.

Englisch angenehm, weiche Stoffe nach  
Dut verlegend. Per Paar Mark 1.60 oder  
fl. 1.— bei Vereinerung des Petroles  
franco Zulassung: A. Stockinger,  
Wien L. Spitzg. 1. Engros-Verkauf:  
Ver. Kammfabriken vom Mahr  
in Naumburg a. S. Patente in  
Oesterreich und allen Kulturstaaten.  
Deutsch. O. W. Sch. Nr. 84808—84828.

THÄTIGKEIT

**CHOCOLAT**

**SUCHARD**